



Berlin, den 7. Februar 1905.

## Die Frauen der Obrenowitsch.

Es wird dem Leser dieser Zeilen vielleicht mehr als einmal vorkommen, als ob ich sanfte Predigten aus der Biedermaierzeit oder naive Dramen aus Irgors Sagenkreisen erzählte. Doch was ich hier berichte, sind Aufzeichnungen aus der Chronik eines Fürstenhauses, dessen Geschichte kaum hundert Jahre alt ist. Den Inhalt Dessen, was ich hier zu sagen habe, möchte ich in ein kurzes Wort zusammenfassen. In Europa gilt es für ausgemacht, daß das Privatleben der Fürsten das Schicksal des Staates nicht mehr beeinflusst. Entweder sind wir auf der Balkanhalbinsel noch nicht so weit oder der Satz ist überhaupt falsch; genug: bei uns in Serbien sind und waren das Glück wie das Verhängniß des Staates an Glück und Verhängniß im privaten Leben unserer Fürsten geknüpft.

Der Mann, der im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aus einem Fünftel der serbischen Nation einen neuen nationalen Staat und eine nationale Dynastie gründete, war, wie bekannt, der Bauer Milosch Theodorowitsch, der aber diesen Namen nur trug, so lange er die Ochsen seines Halbbruders, des Wojwoden Milan Obrenowitsch, auf den Markt in Ragusa trieb. Später, als er selbst Wojwode von Rudnit geworden war, änderte er seinen Zunamen und nannte sich nach seinem Stiefvater und Wohltäter Milosch Obrenowitsch. Er war ein Analphabet, der sein ganzes Leben lang nicht lesen und schreiben konnte und all seine Staatsakten mit einer Stempelunterschrift verfaß. Und doch war dieser Analphabet einer der talentvollsten, wenn nicht der genialste Serbe des vorigen Jahrhunderts. Ich habe in einer Reihe geschichtlicher Studien und in einer Rede, die ich als Ministerpräsident bei der Enthüllung seines Denkmals in Požarewag hielt, nachzuweisen versucht, was Alles die Natur in diesem Mann an Feuer sammengehäuft hatte. Er war ein außer-

ordentliches Temperament, ein außerordentlicher Soldat und ein außerordentlicher Diplomat. Im Besitz solcher Fähigkeiten machte er zu einem suzerainen Fürstenthum, was vorher eine verwöhnte türkische Provinz gewesen war; sein organisatorisches Talent aber, das nicht minder groß war, erhob dieses Vasallenfürstenthum zur Hoffnung der ganzen Balkanhalbinsel. Und ich wiederhole, was ich in jener Rede sagte: Wie unser mythischer Nationalheld Kraljewitsch Marko im Heldenlied als die Verkörperung aller guten und schlechten Eigenschaften des serbischen Volkes im Mittelalter erscheint, gerade so wurde Fürst Milosch zur Personifikation seines Volkes im neunzehnten Jahrhundert. Die Türken, denen er eine der größten und schönsten Provinzen entriß, die Türken, an denen er die Serie der schrecklichen Amputationen begann, durch die sie heute in Europa nur noch auf Makedonien und die Umgebung von Konstantinopel zusammengeschrumpft sind, sie also, die ihn wie den ürgsten Feind hassen mußten, haben ihn „Milosch den Großen“ (Kodza-Milosch) genannt, — und zwar siebenzig Jahre vor dem Tage, da dieser Titel ihm vom serbischen Parlament zugesprochen wurde.

Dieser Milosch Obrenowitsch hatte sich, als er noch selbst Bauer war, mit einer Bäuerin verheiratet. Noch bevor er die den Händen des ersten Karagjorgje entfallene national-revolutionäre Fahne ergriff und dem versammelten Volk in Talowo sein berühmtes „Hier bin ich! Krieg den Türken!“ zurief, also bevor er noch ahnen konnte, daß es je einen serbischen Fürsten geben könne und daß er dieser Fürst werden würde, nahm er die Bäuerin Ljubiza Bukomanowitsch, übrigens eine Bäuerin aus recht angesehenem Hause, zur Frau und machte aus ihr dann, nachdem er auf dem Schlachtfelde den neuen serbischen Thron errichtet hatte, die erste serbische Fürstin.

Ich habe erwähnt, daß ich von Erscheinungen zu sprechen haben werde, die wie an ein heroisches Zeitalter gemahnen; in ihre Reihe gehört in allererster Linie Ljubiza W. Obrenowitsch. Die Bilder, die wir von ihr haben, zeigen, daß sie eine Frau von großer Schönheit gewesen sein muß. Sie war aber eben so charaktervoll und muthig wie schön; und es ist nicht Anekdote, sondern einfache Wahrheit, daß sie mit Pistole und Handschar so gut umzugehen wußte wie mit dem Kochlöffel und Spinnrocken und daß, als Milosch einst nach einer verlorenen Schlacht nach Hause kam und erklärte, Alles sei verloren und er könne nur noch sterben, dieses Weib die Schürze löste und sie dem Mann und seinen Wojwoden mit den Worten zuwarf: „Hier, bindet Euch die Weiberschürze um; für Euch sind keine Waffen.“

Die so unerwartete fürstliche Würde, die gewöhnlich auch die besten unter den Parvenus aus dem Gleichgewicht bringt und zu lächerlichen Karikaturen macht, war nicht im Stande, den eisernen Charakter dieser Frau zu zerbrechen und ihren gesunden Menschenverstand zu trüben. Sie blieb auch

auf dem Thron die Selbe, die sie gewesen war: eine treue Gattin, eine sparsame Hausfrau, eine gute, scharfsichtige Mutter, die ihren Sohn, wenn es sein mußte, ganz so bei den Ohren nahm, wie es in ihrem Heimathdorfe Brusniga üblich war. Der einzige Unterschied bestand darin, daß sie jetzt ganz Serbien als das eigene Haus betrachtete, für das sie mit unerschöpflicher Mutterliebe zu sorgen hatte. Wenn je der von Hoflakaien so oft mißbrauchte Titel „Landesmutter“ mit vollem Recht einer Fürstin zukam, so sicherlich ihr; ein ganzes Buch könnte man schreiben, — sowohl über Das, was sie Gutes gethan, als auch darüber, was sie an Bösem verhütete, durch ihre Güte, ihre Thränen, ihr Flehen, mit dem sie ihrem jähzornigen Gatten oft genug Grausamkeiten und Unrecht abkaufte, zu denen der zum Autokraten Gewordene jetzt ganz wie ein Harun al Raschid neigte. Sonst pflegt man Kleines mit Großem zu vergleichen; bin ich zu demokratisch, wenn ich den auf Thronen geborenen und für die Herrscherpflichten erzogenen Fürstinnen unserer Tage das Zeugniß ausstelle, daß es unter ihnen Einige giebt, die wirklich vielleicht auf der selben moralischen Höhe stehen, auf der diese schlichte Frau aus dem Volke stand? Von Einer weiß ich es übrigens ganz bestimmt, daß sie in Allem das Ebenbild der Fürstin Ljubiga ist, bis auf eine Eigenschaft freilich, die ihr fehlt; dieser Mangel erhöht aber nur das Gefühl ihr schuldiger Verehrung. Wenn man findet, daß ich schwärme, so mag man es verzeihen; auch sie ist ja eine Serbin und ich habe, Gott sei Dank, noch nicht verlernt, tief zu fühlen, wenn ich von den Männern und Frauen meines Stammes rede. Es ist die Fürstin Milena von Montenegro. Ihre Weiblichkeit ist noch wärmerer Bewunderung werth als die Ljubigas; denn sie hat gezeigt, daß eine gekrönte Frau manches Herzeleid dulden und verschweigen muß, wenn sie damit dem Glück ihres Hauses und ihres Landes dient. Man merkt: ich muß mich einem Gegenstande nähern, der im europäischen Westen ja schon zu den nicht mehr ernsthaft diskutirten Geschäften gehört; bei uns im Osten hängen daran aber noch immer oft Blut und Thränen, selbst der Völker. Wir haben im Balkan einen anderen Hof, wo der Fürst fünfundzwanzig Lebensjahre lang beständig „coups de canif dans le contrat de mariage“ machte. Als er des Spielens überdrüssig wurde und zu seiner Frau mit der Bitte um Verzeihung zurückkehrte, erwiderte sie: „Majestät, Sie sind mein Herr und Gebieter, Sie sind der Vater meiner Kinder: ich habe Ihnen nichts zu verzeihen.“ Meint man, daß nur durch die Hofmoral abgestumpfte Sinne so sprechen? Das ist Täuschung. Solche Akte weiblicher Toleranz haben manchmal den Werth von Thaten, die einen Thron festigen oder gar erhalten, — und diese Toleranz fehlte eben der armen Ljubiga. Sie war eine primitive, impulsive Natur, die nach den Gesetzen der Reflexthätigkeit handelte. Die in einem patriarchalischen Bauernhause Geborene hatte von der Heiligkeit

der Ehe die höchste, unmodernste Auffassung; und als sie eines Tages eine der vielen Maitressen ihres Mannes in ihrem eigenen Ehebett fand, nahm sie ruhig von der Wand eine der geladenen Pistolen, die da immer hingen, und erschoss das Frauenzimmer wie eine tolle Hündin. Dieser Pistolenschuß zerstörte ihr Familienglück und wurde zum Schicksal für die kaum gegründete Dynastie. Denn zunächst wurde sie mit ihren Kindern nach Polarewas verbannt; natürlich mit allen Ehren: man schuf dort für sie einen eigenen Hofhalt. Das Ehepaar versöhnte sich dann und zog sogar wieder zusammen, so daß in Belgrad, wohin inzwischen die Residenz verlegt worden war, eine einheitliche Hofhaltung geführt wurde; allein man weiß, wie es nach solchen Räkionen des Gefühls zu gehen pflegt: je mehr Beide zu vergessen sich bemühten, desto schärfer nagte insgeheim das aufgeregte Gefühl und wartete auf Ausbruch, — bis der Augenblick kam.

Sind all diese Dinge bei Ihnen in Deutschland bekannt? Ich weiß es nicht und will sie wenigstens rasch notiren. Auch im Staate hatte sich inzwischen Manches geändert. Eine Intelligenz hatten wir noch nicht; wir mußten sie von den ungarischen Serben her importiren und sie brachten die Begriffe der Bureaucratie Metternichs mit. Das empörte; und da zur selben Zeit aus dem Westen das erste Echo konstitutionellen Lebens herüberhallte, gab es plötzlich eine täglich sich verschärfende Kritik der neuen Dynastie und ihrer Autokratie. Diesem Geist der Opposition kam, merkwürdig genug, noch stärkere Hilfe aus Rußland. Denn dorthin hatte Milosch, da zu Hause Schulen fehlten, die Kinder der vornehmsten Familien des Landes zur Ausbildung geschickt, und sie Alle, die, mit dem Knabenflaum auf der Lippe, als seine Bewunderer hinreisten, lernten dort die russische Aristokratie inmitten ihres Lebens auf den reichen Gütern kennen und kamen mit dem Bewußtsein zurück, daß die Obrenowitsch ja doch nur Bauern gewesen seien und daß sie selbst mit dem selben Recht wenigstens Grafen und Barone sein könnten, mit dem die Obrenowitsch zu Fürsten geworden waren. So sammelten sich die bitteren Stimmungen von allen Seiten her, bis es zu wispern, zu raunen und immer deutlicher zu sprechen begann. Milosch der Mann mit der eisernen Faust? Nun freilich: er hatte ja das Regiren bei den Türken gesehen und gelernt. Das türkische Joch abgeschüttelt? Bravo: solches Wort klingt gut; aber „cela ne valait pas la peine de changer de gouvernement“, wenn der serbische Fürst gerade wie ein türkischer Pascha regirt. Einen Augenblick lang hemmte Milosch noch die Fluth dadurch, daß er, dem Drucke der sogenannten Verfassungsfreunde nachgebend, Konzessionen machte und dem Lande die Verfassung von 1835 schenkte. Aber es war zu spät; schließlich verbänden sich alle vier Gruppen der Unzufriedenen, um den Fürsten zu stürzen und seinen ältesten Sohn auf den Thron zu bringen. Und nun

kam zu allem Unglück noch der Jorn Rußlands. Milosch, der Diplomat, war einmal auch naiv und hatte ohne die Erlaubniß des Kaisers von der Pforte die Anerkennung der Thronfolge in seiner Familie erbeten und erhalten; Milosch, der Autokrat, hatte ferner durch die erwähnte Verleihung einer Konstitution mit den „revolutionären Elementen“ paktirt; und als dann die Klage an die Newa gelangte, daß er nicht ein christlicher Herrscher mehr, sondern ein „türkischer Pascha“ sei, war er verloren. Und als die Tragödie des Fürsten so weit gediehen war, gestellte sich auch die Tragödie des Mannes hinzu; denn die tödtlich beleidigte Bäuerin von Brusniza, die verrathene Gemahlin, die verzweifelte Mutter ließ sich von den Feinden ihres Mannes überzeugen, daß sie den Thron für ihre Söhne nur retten könne, wenn sie in die Entthronung ihres Gemahls willige. Da wurde nun aus der großen Frau mit einem Male doch ein schwaches Weib: sie setzte ihren Namen an die Spitze einer Anklage gegen den Fürsten, die, von einem Bruder Miloschs noch dazu mitunterzeichnet, im Namen des „serbischen Volkes“ dem russischen Kaiser unterbreitet wurde. Was darauf folgen mußte, ist nur allzu klar; von den Unzufriedenen angefeindet, von den Strebern verrathen, von der eigenen Familie mitangeklagt, wurde Milosch entthront, — und so mußte der Befreier und Begründer des neuen serbischen Staates in die Verbannung wandern.

Und Ljubiza mit ihrer Politik? Ihr ältester Sohn, Fürst Milan, stieg auf den Thron, starb aber nach Monatsfrist; nach ihm kam ihr zweiter Sohn, Michael: auch ihn verbannte man nach drei Jahren und erklärte die ganze Dynastie des Thrones verlustig. Unter den Auspizien Rußlands wurde dann Alexander Karageorgewitsch, ein Sohn des Führers der ersten serbischen Revolution, zum Fürsten gewählt. Ljubiza starb im Exil und wurde im serbischen Kloster Krusobol in Syrien begraben. Sechzehn Jahre nachher, 1858, wurde die Dynastie auf Grund des Legitimitätsprinzips auf dem Thron restaurirt; aber Ljubiza erlebte den Tag nicht mehr: sie sah nur das Elend ihres mit durch ihre Schuld gestürzten Hauses. Mitschuldig war sie, weil sie nicht begriff, daß die Frau auf dem Thron das Recht nicht hat, das doch dem einfachsten Weib aus dem Volk zukommt, sondern daß sie ihr größtes und schwerstes Martyrium lächelnd tragen muß, weil ihr privates Schicksal für das Schicksal des Staates entscheidend werden kann.

Die Restauration gab sich von Anfang an als das Beste, was eine Restauration sein kann, nämlich offen und unumwunden als eine Gutmachung des Unrechtes, das die Nation ihrem Befreier zugesagt hatte. Nicht Michael, der zweitverbannte Fürst, sondern sein Vater, der alte Milosch selbst wurde zurückberufen und in seinem Gefolge lehrte Michael nur als Thronfolger heim, um nach zwei Jahren, die seinem Vater noch zu leben vergönnt war, selbst wieder den Thron zu besteigen. Auch er hatte sein Leid. Bemerken

will ich, daß er es war, der die eherne Devise schuf: „Tempus et meum jus!“ und daraus läßt sich eigentlich die ganze Art des Mannes erkennen. Serben waren und sind wir Alle: er war der erste große europäische Serbe. Er hatte im Exil viel gelernt, im Verkehr mit den Monarchen und großen Staatsmännern Europas die verschiedenen politischen Systeme und Faktoren in der Nähe gesehen. Bücher, Menschen, Dinge, Systeme: Alles war für ihn ein Lebendiges, das er rastlos studirte, und zwar mit einem schier untrüglichen Blick für alle Wesenheit. Und Alles, was er war, war er als Mann, der sein Volk liebte, und nicht nur als Opportunist, der sich auf die Mittel verstand, wie man einen unsicheren Thron haltbar macht. Wäre das Wort nicht schon durch unzählige gekrönte Parikaturen entwerthet, so möchte ich beinahe sagen: er war der richtige große Idealist auf dem Thron und der richtige Herrscher für ein Volk, das sich im Uebergangsstadium aus dem patriarchalischen in das moderne Leben befand. Die konsultative Nationalversammlung, die er regelmäßig einberief, hörte er auch; er machte den früher allmächtigen oligarchischen Staatsrath wieder zu Dem, was er sein sollte, zu einer Kommission, die Gesetze vorzubereiten hat. In der ganzen Verwaltung wurde nun wirklich „das Gesetz der höchste Wille im Staat.“ Auch entfernte er die letzten türkischen Garnisonen aus Serbien und besetzte alle serbischen Festungen endlich mit Soldaten, die Serbiens Fahne trugen; er wurde die einzige Hoffnung aller Balkanchristen und daneben ein Liebling aller europäischen Souveraine.

Wenn Einer, so hätte er verdient, glücklich zu sein. Doch das Glück versagte sich ihm. Noch im Exil hatte er sich mit der schönen Gräfin Julie Hunyadi verheirathet, einer Tochter des alten und ruhmvollen Geschlechtes, das einst dem ungarischen Thron einen seiner größten Könige geschenkt hatte, und einer Frau, die in Allem auf seiner geistigen Höhe stand. Aber sie blieb kinderlos. Reint man, daß es für mich als Politiker nicht schädlich ist, ernsthaft von dem Unglück der Kinderlosigkeit einer fürstlichen Ehe zu reden? Nein: es ist weder komisch noch unschädlich; wer bedenkt, welche Rolle diese Frage im heutigen Serbien spielt, wird begreifen, was ich meine, wenn ich daran erinnere, wie Julie Hunyadi-Obrenowitsch handelte, als die Jahre vergingen, ohne daß sie ihrem Gatten einen Thronerben gebar. Die Dynastie stand auf den zwei Augen ihres Mannes, den sie liebte und der sie liebte, und da opferte sie sich und ihr persönliches Glück.

Das Opfer war vergebens; Michael wurde ermordet, und sein Märtyrertod brachte den Sohn eines seiner Vettern als Milan Obrenowitsch den Sixten auf den Thron. Vorausgeschien will ich nun, daß ich Milan liebte und ihm als Minister aus aller Kraft meiner Seele diente; ich will aber auch gleich sagen, warum. Während seiner zwanzigjährigen Regierung hat

dieser Fürst das von seinen Vorfahren ererbte kleine Vasallenfürstenthum nicht nur um ein gutes Drittel an Gebiet und Einwohnerzahl vergrößert, sondern er hat es zur Unabhängigkeit geführt, zum Königreich erhoben und es mit allen Attributen eines modernen Staates ausgestattet. Ich glaube nicht, daß ich blind bin; König Milan hatte wirklich, wie alle guten, so auch alle schlechten Eigenschaften des Begründers der Dynastie geerbt; und die schlechten wurden durch eine zügellose Leidenschaftlichkeit gesteigert, die ihm als Erbtheil seiner Mutter Marie Obrenowitsch, geborenen Catargi, im Blut saß. Dennoch wäre er, als der größte Herrscher der Balkanstaaten gesegnet und von Europa geachtet, bis an sein Lebensende auf seinem Throne geblieben, wenn er nur die Frau gefunden hätte, die seinen und ihren Verstand verstand. Sein und des Landes Unglück wollte aber, daß er das erste schöne Mädchen, in das er sich verliebte, zur Fürstin und dann zur ersten Königin Serbiens erhob. Als Träger einer jungen und so wenig gesicherten Dynastie mußte er schon nach politisch wichtigeren Verwandtschaften Umschau halten, als die war, die ihm das Fräulein von Rescho mitbrachte; verhängnisvoller als alles Andere wurde aber der Umstand, daß dieses junge Mädchen, das im bürgerlichen Leben vielleicht die idealste Frau und Mutter geworden wäre, sich auf dem Thron nicht zurechtzufinden vermochte. Heute, wo sie selbst als Frau wie als Mutter so unglücklich ist, ziemt es mir nicht, die wahrhaftige Geschichte der Königin Natalie zu schreiben, — mir am Wenigsten, weil gerade ich als Minister gezwungen war, die Scheidung Milans von seiner Gattin zu ermöglichen und durchzuführen. Nur, was ich sagen darf, will ich sagen. Ihr Schicksal hing nicht ganz von ihrem freien Willen ab; es war von der Natur schon in der Wiege entschieden. Königin Natalie war auffallend schön; und Schönheit, der sich nicht ungewöhnliche Bildung und Charakterstärke gesellt, pflegt in sich selbst allzu verliebt zu sein, als daß sie aufrichtiger Liebe zu einem Anderen fähig wäre. Ohne eine solche Liebe aber ist eine glückliche Ehe, wenigstens in der Zeit der stürmischen Jugend, undenkbar. Wenn ein Pygmalion seine Götterschönheit mit leidenschaftlichen Küssen zum lebenden Weibe erwecken konnte: zur hingebenden Gattin wäre auch sie nie geworden. Und mußte er dann, trotz aller Schönheit, sich nicht unglücklich nennen?

Trotzdem dauerte die Liebe Milans zu seiner Venus viel länger, als dieses Gefühl in den von der Leidenschaft rasch geschlossenen Ehen gewöhnlich dauert. Ich weiß nicht, ob es bekannt ist, daß es in dieser Ehe einmal eine Frühgeburt gab; ein Prinz Sergius wurde damals geboren. Ketzliche Kunst konnte diese Frühgeburt noch verhindern. Das wäre sicher ein Glück für die Dynastie gewesen, denn heute stünde sie nicht auf den zwei Augen des Königs Alexander. Also noch damals war König Milan in seine Frau so verliebt, daß er die Aerzte an ihrer Pflichterfüllung hinderte, weil die

Königin litt, was doch unter Millionen Frauen jede leiden muß und leidet . . . Ich höre den Ruf: Geschichten aus der Wochenstube, die ein Politiker in einer historischen Studie ausstrahlt! Doch was kümmert sich die Natur um äußere konventionelle Zimperlichkeiten? Wenn in der Wochenbettzeit entscheidende Charakterzüge sichtbar werden, dann muß man sie eben beachten; oder man schreibt nicht Biographien, sondern falsches, albernes Zeug. In dem Mädchenpensionat, wo Natalie von Rescho in Odessa erzogen wurde, waren die jungen Damen nicht für die Pflicht einer Königin vorbereitet worden. Nur an sich dachte sie, an ihre eigenen Bedürfnisse, an ihre Schönheit, die sie triumphiren sehen wollte; und die Frauen, die in die Intimität der jungen Fürstin zugelassen wurden, hatten nun natürlich leichtes Spiel, als sie ihr bewiesen, daß sie, um ihre Schönheit zu bewahren, das Frauenmartyrium meiden müsse. Sie mied es denn auch, und als ihr einst ein treuer Freund ihres Hauses vorahnend die Gefahr dieser gewollten Unfruchtbarkeit klar zu machen versuchte, erwiderte sie: Je ne dis pas non. Dans dix ans: oui, mais jusquo là, je veux vivre. „Vivre“: ganz einfach, bürgerlich „vivre“. Es war danach; ein Luxus kam auf, wie er in Serbien nie vorher gesehen worden war; und da er über die Mittel der „Hoffähigen“ weit hinausging, trug er viel zur Korruption der bis dahin bescheiden lebenden Beamten bei. In einem Brief des verstorbenen Regenten Jovan Nikitsch an die Königin wurde der Schade, den dieses Leben in der serbischen Gesellschaft anrichtete, deutlich geschildert, aber ohne Erfolg. Alles tanzte, tanzte unermülich: mit den kleinen Attachés, mit den großen Diplomaten, mit alten Generalen; und wenn man manchmal mit so einem alten Tänzer stürzte, dann lachte die auf dem Boden liegende Majestät, — und Milan war unglücklich. Thut nichts: La reine s’amuse. Durch das ganze Haus zog singend und klingend die Lust; jung sein und leben: Das war die Religion. Da war ein junger, von Kraft stropfender Mann, verliebt und mit natürlichen Rechten, den man König nannte, — und er mußte riskiren, im Vorzimmer das Klackern seiner eigenen Kalaien zu hören, wenn er den Zugang zu seinen besten Rechten einfach verschlossen fand. Da zog er denn endlich die Konsequenz; und darum behaupte ich, daß der Ruf des Don Juans, der ihn verfolgte, nie begründet war. Im Gegentheil: er war sogar schwächern; wo er Gnade fand, da blieb er auch gleich mit seiner ganzen Seele hängen; und er konnte so fest hängen, daß seine Minister und Freunde ihn immer nur mit Gewalt von einem Weiberrock losstreifen konnten. So war es einst schon mit seiner frühesten Liebe; da war er zur Abdankung bereit, um Die zu heirathen, die ihn zuerst lieben gelehrt hatte; so war es später, als man ihm die legitime Liebe so thöricht versagte. Er stieß auf eine Levantinerin, die Frau eines hohen Hofbeamten, die gleich begriff, welche Chance ihr das Elend des fürst-



lichen Hauses bot; und er, jung, schön und Fürst, ward zur Beute der unschönen und kinderreichen Frau. Die aber, die ihn hinausgetrieben und zum dankbaren Empfänger fremder Almosen an Liebe gemacht hatte, schrieb, statt selbstverschuldetes Leid mit Würde zu tragen und von dem arg geschädigten Prestige des Hauses zu retten, was noch zu retten war, ihren Schmerz laut in die Welt hinaus. Und da begann das große Unglück. Die Presse der ganzen Welt bemächtigte sich des lederen Wissens und die belgrader Hofwäsche wurde vor Aller Augen gewaschen. Ein Mann, der glücklich gewesen wäre, wenn seine Frau ihm die eheliche Treue ermöglicht hätte, ein hochbegabter König, der für sein Land und für die Civilisation auf der Balkanhalbinsel noch so Vieles zu leisten vermochte, wurde als erbärmlicher Kästling hingestellt und zur ständigen Karikatur gemacht. Alle Sympathien wandten sich der schönen Unglücklichen auf dem Thron zu und keinem Menschen fiel es ein, zu fragen, wie es denn gekommen sei, daß eine unschöne Matrone einer solchen jungen Göttin vorgezogen werden konnte.

Die Politik mischte sich ins Spiel. Auf dem Berliner Kongreß hatten Fürst Gortschakow und Graf Schumalow unserm Vertreter Jovan Ristitsch erklärt, Serbien könne nur bekommen, was Oesterreich-Ungarn ihm gewähren wolle. Da schrieb König Milan den denkwürdigen Brief an Andraßy, in dem er sich aufrichtig dem Habsburgerreich anschloß. Die Wirkung war, daß Graf Andraßy, in vollem Einvernehmen mit seinem Kaiser und König, Das, was Serbien in zwei Kriegen errungen hatte, gegen die russischen Vertreter auf dem Berliner Kongreß verteidigte. Durch den Kaiser und durch Andraßy wurde also wenigstens der größte Theil dieser Errungenschaften für Serbien gerettet. Das verpflichtete. In San Stefano wollte man uns und unserer Zukunft den Todesstoß geben; durch Oesterreich-Ungarn wurde uns in Berlin doch unser Recht. Und da, gerade da opponirte die in Florenz und von nicht-russischen Eltern geborene Königin, die des Russischen so wenig mächtig war, daß sie auf russische Anreden immer nur französisch antwortete. Sie war Russophilin! „Für jedes Heiligenbild, für jedes Kirchenbuch und Messgewand, für jeden Rubel, den Rußland den Serben je geschenkt hat, haben wir mit je zwei Menschenleben gedankt, mit Strömen serbischen Blutes, das für das Heilige Rußland vergossen wurde.“ Was ich hier sage, ist ein Citat aus der Schrift eines serbischen Akademikers, der die Ehre hatte, seine Ansicht der Königin vortragen zu dürfen. Sie antwortete: „Sie haben Recht. Das Alles ist wahr. Scheuen Sie hier die mit Brillanten besetzte Tabakdose? Sie ist die einzige Belohnung, die Fürst Milosch für den unschätzbaren Dienst erhielt, den Serbien Rußland damals leistete. Und dennoch und trotz San Stefano werde ich es immer lieben.“ „Auch wenn Euer Majestät die Ueberzeugung gewinnen sollten, daß das offizielle Rußland gegen Ihren Gemahl und Ihren Sohn arbeitet?“ — „Auch dann.“

Nach Alledem wird man begreifen, wie das Gerücht entstehen konnte, die Königin habe nach Skioniga den Plan gehegt, ihren Gemahl vom Thron zu stürzen und sich selbst zur Regentin zu machen. Ich glaube daran nicht; aus zwei Gründen. Erstens kannte die Königin die serbische Geschichte doch wohl zu gut, um nicht zu wissen, daß es unserer nationalen Grundanschauung vom Frauenberuf widerspricht, sich eine Frau an die Spitze des Staates gestellt zu denken; thatsächlich hat in den acht Jahrhunderten unserer Geschichte nie eine Frau irgend ein serbisches Land regirt. Zweitens heißt es, ihr habe das Vorbild Katharinas der Zweiten vorgeschwebt; aber da mußte ihr wieder aus der russischen Geschichte bekannt sein, daß Katharina schon als Thronfolgerin sich Jahre lang und sehr ernst mit allen Staatswissenschaften befaßte und sich mit deutscher Gründlichkeit für den Beruf einer Kaiserin vorbereitete. Katharina hat Romane erlebt, aber nie Zeit zum Lesen von Romanen gehabt. Ich kannte in Serbien eine Königin, die nur Romane las, nichts Anderes. Auch hätte Katharina nicht einen ganzen Tag daran gewandt, einem russischen Staatsmann ihre Schätze an Brüsseler Spitzen zu zeigen. Alle weibliche Kleinlichkeit und Eitelkeit war ihr fremd; deshalb konnte sie die große Kaiserin werden.

Einerlei. König Milan glaubte, seine Frau habe die Absicht gehabt, seine Niederlage auf dem Schlachtfeld zu benutzen, um sich zur Regentin zu machen. Dieser Tropfen brachte den Becher zum Ueberlaufen. Natalie mußte mit dem Kronprinzen auf Reisen gehen; und eines Tages sah der serbische Ministerrath förmlich wie versteinert da, als König Milan die niederschmetternde Mittheilung machte, er habe gestern vom Metropolitenschriftlich die Scheidung von der Königin Natalie verlangt. Das arme Ministerium hatte bis dahin nichts geahnt, — nicht geahnt, daß es vom König berufen war, um diese Scheidung durchzuführen. Erst durch diese „private“ Mittheilung, die dem Kabinet gewissermaßen nur „zur gefälligen Kenntnißnahme“ und in einer Form unterbreitet wurde, als ob es sich nicht um eine Staatsfrage ersten Ranges handelte, wurden den Ministern die Augen geöffnet. Was thun? Jetzt stand man vor der Alternative, entweder sofort die Entlassung zu fordern und damit den König selbst auf dem Thron unmöglich zu machen oder zu bleiben und die Autorität der Krone zu retten, sei es auch um den Preis des eigenen politischen Lebens. Und König Milan war ein guter Psychologe und wußte, was er that, als er in dieses Ministerium Männer rief, von denen er sicher war, daß sie bereit waren, für ihn nicht nur politisch, sondern physisch zu sterben.

Zunächst versuchten sie, den verhängnißvollen Antrag des Königs zurückzunehmen und einen modus vivendi herbeizuführen, der die Ehescheidung vermeiden könne. Von den unglaublichen Anstrengungen, die es kostete, will ich hier nicht reden; aber schließlich stimmte der König einem Kompromiß

zu, wonach die Scheidungsklage zurückgezogen werden sollte, wenn die Königin einwilligte, bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahr des Kronprinzen im Ausland zu leben und die Erziehung des Kronprinzen zu leiten. Und natürlich wurde ihr für diese ganze Zeit auch nach Gebühr der Besitz eines Hofstaates und der auf sie entfallende Theil der Civilliste zugewilligt, mit der Garantie, daß das hierüber auszufertigende Staatsdokument nicht nur vom König, sondern auch vom ganzen Ministerium und Staatsrath, von allen Kirchenfürsten und allen Spitzen des Staates mitunterzeichnet werde. Mit dem Tzte dieses Dokumentes ging eine besondere Gesandtschaft nach Wiesbaden, wo die Königin weilte, um ihre Einwilligung einzuholen, und das Ministerium hoffte, daß die Mutterliebe stärker sein werde als der beleidigte Stolz. Das war ein Irrthum. Die Königin ließ sich das einzige Kind von der Staatsgewalt wegnehmen, statt es bei sich zu behalten und mit dem volljährigen Kronprinzen als Königin nach Serbien zurückzukehren.

Und die öffentliche Meinung? Nun, es kam, wie es so oft kommt. In Serbien sowohl wie in Europa hatte man keine Ahnung von den wahren Motiven und den vorangegangenen Peripetien dieser unglücklichen Lösung und verurtheilte einstimmig den König; die Sympathien der ganzen Welt waren auf der Seite der schönen Königin, der man durch Gendarmen das einzige Kind entriß. Beschimpft, von gut geheizten Verleumdungsmaschinen mit Noth überworfen, lebte König Milan nun weiter, fatalistisch, wie es die Natur des Slaven ist, ohne auch nur recht den Versuch zu machen, der Welt ihren Irrthum zu nehmen. Nur noch ein Gedanke erfüllte ihn seitdem: den Thron für seinen Sohn zu retten. Zu diesem Zweck gab er die bekannte ultraradikale Verfassung und entsagte dem Thron. Warum? War es nöthig? Und was versprach er sich davon? Nie äußerte er sich hierüber mit voller Klarheit; aber mir scheint, er sagte sich: Das serbische Volk wird erleben, daß ein Obrenowitsch ihm seinen Willen thut, und wenn es dann die Wirkungen dieser verderblichen Verfassung mit eigenen Augen sieht, wird es wieder in die Bahnen eines vernünftigen Konstitutionalismus zurückverlangen. Und die Abdankung? Rußland ist mein Feind, mein gefährlichster

Feind; gehärrtet noch aus der unklaren Träumerie; und wölte ich, daß es meine Schuld nicht auch an meinem Sohn räche, so müßte ich meine lokale Haltung gegenüber Oesterreich-Ungarn, das mich seit Andrássy gestützt und gefördert hat, ändern. Last not least aber wollte er nun nach allen Richtungen hin alle Schleier abwerfen und reinen Tisch machen; er wollte der Frau, die sich ihm hingeeben und ihm die Liebe gewährt hatte, die er im eigenen Hause entbehrte, für ihr Familienglück, das vernichtet zu haben er sich anschuldigte, Satisfaktion geben und sie heirathen. Zum Glück war er aber serbischer Patriot genug, um einzusehen, daß er diesen Schritt nicht als König, sondern nur als Privatmann thun durfte.

Und so kam wieder ein vierzehnjähriges Kind auf den Thron und wieder hatten wir eine Regentschaft, — die schlechteste Regierungform, die es für einen Staat geben kann. Der Vater des Königs ging ins Ausland, die Mutter kam nach Serbien. Dann wurde auch sie mit Gewalt aus dem Reich entfernt; beide Eltern des Königs wurden durch „Gefetz“ aus Serbien verbannt. Dieses Gefetz brach aber der Regentschaft den Hals. Denn König Alexander machte seinen ersten Staatsstreich, erklärte sich eigenmächtig für volljährig und ergriff, beinahe noch ein Kind, selbst die Zügel der Regierung. Was folgte, ist bekannt: zunächst das unwürdige chasseur-croisez der kürzeren oder längeren Besuche Milans und Natalies in Belgrad; dann 1897 das Programm der Regierung über den Parteien mit Milan als Generalissimus der Armee und einer Devise, wonach aus Alexander ein Großer Kurfürst und aus Serbien das Brandenburg der Balkanhalbinsel zu machen gewesen wäre. Was diese Regierung für Serbien that, ist mit den Worten charakterisirt, die der mit Recht so verehrte Doyen der europäischen Monarchen, Kaiser Franz Joseph, zu Milan sprach. „Seit fünfzig Jahren“, sagte er im Juni 1900, „beobachte ich aufmerksam, was in Serbien vorgeht. Nun: noch niemals war bei Ihnen solche Ordnung, Ruhe und ernste Arbeit wie in den letzten drei Jahren. Darum: nur so weiter!“ Leider gieng aber nicht so weiter. Die Regierung, deren Devise „Serbien über Alles“ war, mußte zurücktreten, weil der junge König heirathen wollte. Als dieses Ministerium ernannt wurde, hatte sein Präsident eine Versöhnung der königlichen Eltern geplant, um das schreckliche Schauspiel einer häuslichen Zerstörung mit all den Folgen, die noch immer fortwirkten, zu beenden. König Milan sagte Ja; für die Königin Natalie erklärte König Alexander auf der Stelle kategorisch, seine Mutter werde nie in diese Ausöhnung willigen. Und dann kam die letzte Heirathgeschichte. Ein serbischer Politiker, der aus der Chronik seines Königshauses erzählt, ist nur allzu sehr vor dem Verdacht geschützt, ein Panegyriker des Frauenverbandes zu sein; dürfte er wenigstens das Lob der Frauentugend singen! . . . Man mußte an die Verheirathung Alexanders denken. Der König sträubte sich; er sei noch zu jung, sagte er. Im Minister-rath machte man ihm den Standpunkt klar und drohte sogar mit Demission, weil es nöthig sei, auf der durch Leidenschaften zerstörten Stätte wieder ein festes und reines Haus zu bauen. Da gab er endlich nach. Zwei große Monarchen interessirten sich für die Sache; bei dem Einen intervenirte König Milan und der serbische Ministerpräsident sollte den Plan mit dem ersten Minister des Monarchen besprechen. Die Braut war ausersehen, Tag und Ort für die Zusammenkunft des jungen Paares festgesetzt; nur noch um geringfügige Nebensächlichkeiten des Ceremoniels handelte es sich. Endlich sollte im serbischen Königshaus wieder die einfache bürgerliche Ruhe und Ehre herrschen.

Da — König Milan war nach Karlsbad, der Regierungshof nach Paris gegangen — erschien die Proklamation des Königs, die seine Heirath mit einer gewesenen Hofdame seiner Mutter verkündete.

Alles Weitere ist bekannt. Wer will, hat das Recht, dem König Milan und der Königin Natalie einen Stein nachzuwerfen; Jeder hat das Recht, sie für Das verantwortlich zu machen, was sie auf Serbiens Thron gethan oder unterlassen haben. Einen einzigen Menschen auf der ganzen Welt giebt es, der kein Recht dazu hat. Und gerade er, der einzige Sohn dieses unglücklichen Menschenpaares, hat, um zu heirathen, wie es ihm passte, gegen Vater und Mutter in einer Weise gehandelt, die in ruhiger Rede kaum zu schildern ist. Wie groß auch die tragische Schuld des Königs Milan und der Königin Natalie sein mag: die Strafe, die sie am eigenen Sohn erlebten, war zu grausam und unverdient. Milan war der Glücklichere: er starb bald im Exil; der Haß wird es bestreiten und doch sage ichs: als ein wahrer König Lear. Die unglücklichste Mutter aber lebt und muß das Kreuz freudlos weiter tragen. Selbst wir, die als Patrioten und treue Staatsdiener, in Erfüllung der Pflicht, wie wir sie verstehen, gezwungen waren, gegen die Macht der Königin Natalie zu kämpfen, müssen heute vor ihrem Unglück das Knie beugen. Sie und die Frau, die ihr auf dem Thron folgte, sind nicht zu vergleichen. Die unglückliche Natalie — selbst ihr Feind muß es zugeben — war, ob auch schuldig, als Weib redlich und rein . . .

Der Titel dieser Skizze sollte mich zwingen, nun über die Frau zu sprechen, die heute Königin von Serbien heißt. Ich kann und will es nicht; denn ich erzähle hier vom Unglück, nicht aus der Sittengeschichte Serbiens.

Die bisherige Geschichte der Dynastie Obrenowitsch erinnert an ein altes serbisches Epos. Drei Brüder, Vasallen des alten Serbenreiches, bauten ihr Familienschloß an der Bojana. Alles, was am Tage erbaut wurde, rissen die bösen Feen in der Nacht nieder. Erst als eine ihrer Frauen geopfert und lebendig in die Fundamente eingemauert wurde, war der Bann gebrochen und die Burg konnte fertig gebaut werden. Gerade so bauten drei Fürsten aus dem Hause Obrenowitsch mit übermenschlichen Anstrengungen siebenzig Jahre lang an den Grundmauern des neuen serbischen Staates: und immer wurde, was Einer aufgebaut hatte, von Frauenhänden zerstört. Soll sich das grausame Schicksal aus dem Liebe des vierzehnten Jahrhunderts im zwanzigsten wiederholen?

Wien.

Dr. Vladan Georgewitsch.



## Ochrida.

**I**n Ochrida, der alten bulgarischen Zarenstadt, wurde eine werthvolle Handschrift, der Kodex des Heiligen Klemens, aufbewahrt: das Protokollbuch der Synoden des ehemaligen Patriarchates von ganz Bulgarien, Serbien, Albanien und dem westlichen Meer, wie sich die Erzbischöfe von Ochrida mit Stolz betitelten. Vom ersten Jahrhundert bis zum Untergang des Patriarchates (1767) bekleideten nur Griechen (oder völlig gräzisirte Slaven und Rumänen) diese Würde. Das Protokollbuch umfaßt allerdings nur das letzte Jahrhundert; dennoch ist es für die Kirchen- und Sittengeschichte des Ostens höchst wichtig; um so mehr bedauerten die Gelehrten, daß in den heißen Nationalitätskämpfen, die sich dort vor vierzig Jahren zwischen Griechen und Bulgaren abspielten, der kostbare Kodex verloren ging.

Schon längst hegte ich die Absicht, einmal auf die Suche danach zu gehen; doch die jetzigen prekären Verhältnisse Makedoniens, wo der Einfall der bulgarischen Komitate wenigstens nach den Zeitungsberichten eine allgemeine Unsicherheit erzeugt hat, veranlaßten mich, diesen Plan, wenn auch schweren Herzens, aufzugeben. Auf meiner Wallfahrt nach dem Heiligen Berge hatte ich aber das Glück, als Schiffsgenossen den russischen Generalkonsul von Monastir (Bitolia), Herrn Alexander Roskowskij, kennen zu lernen, einen der gründlichsten Kenner der makedonischen Verhältnisse, der das Land nach allen Seiten bereist hat. Als ich ihm beiläufig meine früheren Ochridapläne erzählte, lächelte er und meinte, die angeblichen Gefahren seien lange nicht so groß, wie die Zeitungen sie ausmalten. Der Wali werde mir Soldaten zur Bedeckung geben und außerdem könne ich auf russischen Schutz rechnen. Man weiß, was der Jar aller Neuzen am Goldenen Horn und in der ganzen Türkei zu bedeuten hat. Ursprünglich trat nun vor meine Seele die Möglichkeit, beinahe begrabene Lieblingspläne ausführen zu können. Dieser Gedanke regte mich so auf, daß ich die ganze Nacht, seit langen Jahren zum ersten Male, nicht schlief. Am nächsten Morgen schrieb ich schleunig an die Deutsche Botschaft in Konstantinopel, ob sie gegen die von mir geplante Reise nach Ochrida, denen ich gleich Koryza und Kastoria, den Mittelpunkt des bulgarischen Aufstandsgebietes, anschloß, nichts einzuwenden habe. Ich wurde aufgefordert, die Antwort beim Generalkonsulat in Salonik abzuholen, wo ich nach einem zweimonatigen Athosaufenthalt im Oktober eintraf. Dort wurde mir mitgetheilt, daß gegen eine Reise nach Ochrida und Koryza keinerlei Bedenken beständen; wegen Kastoria aber solle ich mich an den k. k. österreichisch-ungarischen Konsul in Monastir wenden, der dort die Deutschen zu schützen habe. Zwischen Kastoria und Florina hatte sich nämlich der Chef der westlichen Komitate, der aus der Gegend von Klisura gebürtige Oberst Jankow, eingenistet und lieferte den Türken fast täglich Befehle. Ich fuhr also nach Monastir, wo ich in dem gastfreien Hause des russischen Konsuls und seiner lebenswüthigen Gemahlin die angenehmsten und lehrreichsten Stunden verbrachte. Er sowohl als mein offizieller Protektor Dr. Kral riethen mir unbedingt zu der Reise; Kral hatte vor erst vierzehn Tagen die selbe Reise gemacht und den schlimmen Paß von Kastoria nach Florina überschritten. Mit Herrn Roskowskij und seinem Dragoman machte ich dann einen feierlichen Besuch beim

Bali (Oberpräsidenten der Provinz). Nach Austausch einiger zierlichen, regelmäßig vom Dolmetscher unterbrochenen Redensarten erhielt ich vier Mann Bedeckung nebst einem Unteroffizier zudekreirt. Am anderen Morgen erschien aber eine zehnköpfige Bedeckungsmannschaft; und nachdem der führende Tschauisch (Unteroffizier) mir erklärt hatte, daß er und seine Leute mich durch alle Bulgaren und Banden hindurchhauen würden, fuhren wir fröhlich in den prachtvollen Morgen hinaus. Ueberall in Makedonien sind leiblich gut gehaltene Fahrstrassen vorhanden, so daß ich den größten Theil der Reise im Wagen zurücklegen konnte. Die Straßen werden auch im Stand gehalten; mehrfach begegneten mir Gruppen mit der Ausbesserung der Straße beschäftigter Arbeiter. Die Kosten dieser Wegebauten sind für die türkische Regierung sehr gering; denn die verschiedenen Dorfchaften werden der Reihe nach zum Robott kommandirt. Die mißvergnügten, finsternen Gesichter der Arbeiter sprachen deutlich genug aus, daß nur harter Druck sie zu diesem Frohdienste zwingt.

Unsere türkischen Begleiter, namentlich die beiden Tschauische, zwei Albanesen, waren prächtige Menschen. Der Bali hatte den Beiden den Auftrag gegeben, während der ganzen Reise uns zu begleiten; die übrige Mannschaft wechselte fast täglich. Tutun (Tabak) und Cigaretten übten bald ihre Macht auf die Türkenherzen; ich pflegte mich reichlich damit zu versorgen; mein Tabakbeutel wurde bald als öffentliches Gemeingut anerkannt und wanderte fröhlich von Pferd zu Pferd,ehrte aber regelmäßig nur unbeträchtlich erleichtert in meine Hände zurück. Auch der einfache Türke zeigt in solchen Fällen stets höflichen Anstand und Discretion. Unser Kutscher und — wenn wir ritten — der die Saunthiere treibende Agogiate waren fast immer Christen. Wenn wir Wein tranken, fragte ich den Kutscher, um mich über Rationalität und Glauben zu vergewissern: „Bist Du ein Christ?“ „Ja, Herr, ein orthodoxer“, war stets die Antwort. Darauf überreichte ich ihm einen vollen Becher mit den feierlichen Worten: „Das schönste Privileg der Christen ist der Wein“. Unter fröhlichem Grüßen stürzte er den Trank hinunter, während unsere Türken wehmüthig zusahen. Die Albanesen, namentlich die vom Südstamm der Toska, sind religiös durchaus nicht fanatisch; sie gehören meist den Demischorden der Mewlewi oder Bektaşi an und der mystische Geist des Sufismus wirkt wohlthätig auflösend auf die starren Fesseln der Säkung. Wäre einer dieser braven Kolerler (Soldaten) allein mit uns gewesen, er hätte fröhlich mitgezecht. So kontrolirte und hemmte Einer den Anderen. Ich wagte daher nie, ihnen von dem durch den Propheten verdammten Getränk anzubieten.

Unsere Mittagsrast hielten wir auf halbem Wege in dem volkreichen Marktsteden Resna ab, dessen 786 Häuser Bulgaren, Rumänen und Albanesen bewohnen. Es war gerade Jahrmarkt; in den Straßen fluthete ein fröhliches Menschengewoge und der Markt bot ein farbenreiches Bild. In den Buden wurden Tücher und Frauenschmuck feilgeboten; im Freien hatten die Gemüse- und Frucht Händler ihre Waaren allerkiebst und zierlich geordnet; Thongefäße von eben so eigenthümlichen wie geschmackvollen Formen wurden uns zu lächerlich billigen Preisen angeboten. Der schwierige Transport verhinderte mich an größeren Einkäufen. Während mein Reisegefährte unsere türkische Begleitmannschaft und vier Typen der hoffnungsvollen Dorfjugend photographirte, erhandelte ich bei

einem Prachtexemplar von altem Spaniolen drei Lächer und mußte natürlich dem eben so fertig griechisch wie französisch Sprechenden Gebrüder über das Woher und Wohin nach des alten Homeros Weise Rede stehen. Zu meinem Glück hatte ich den Bazar in meiner Reisemühe besucht; später hörte ich, daß ein Hutmannsch in diesem ausschließlich Fetz tragenden Volk unter der Jugend eine ähnliche für das angestaunte Objekt peinliche Aufregung hervorruft wie die Schme des Himmlischen Reiches, als sie sich zum ersten Mal auf Berlins Straßen wagten.

Durch eine waldige und gebirgige, Strecken lang ungemein schöne, an Jura- und Schwarzwaltpartien erinnernde Landschaft erreichten wir in finsterner Nacht die alte Faren- und Patriarchenstadt. Unsere Soldaten zogen ab, während wir Zuflucht im „Gasthaus von Thessalonike“, einem höchst primitiven Ehan, fanden. Eine halbsprechende Treppe führte auf einen ungemein geräumigen Vorplatz, der aber, von morischen Stützen getragen, unter unseren Schritten gleich einem Meer hin und her wogte. Die Zimmer waren klein, aber reinlich und die Wirthsleute herzlichsgut. Mein Begleiter gewann ihre Freundschaft schnell dadurch, daß er sie in einer hübschen Gruppe photographirte. Natürlich verdankte er seine Photographien. Das erregte bei Griechen und anderen Orthodoxen einen geradezu unbegrenzten Enthusiasmus; bekanntlich hat die griechische Kirche die beiden Kerze, Kosmas und Damianos, die unentgeltlich praktizierten, nur aus diesem Grunde unter ihre Heiligen aufgenommen. Ein Arzt, der gratis karirt, ist für den Geld liebenden Hellenen ein unbegreifliches Geschöpf; nur ein großer Sanktus kann so handeln. Zum Lobe unseres nobeln Hotels muß ich übrigens sagen, daß hier wie auf dem Athos und in ganz Makedonien die Betten sehr reinlich waren. Ich hatte eine große Büchse „Perfisches Pulver“ und ein Feldbett, das mir der russische Konsul liebenswürdiger Weise ließ, ganz unisoni mitgenommen.

Der Ochridsko Jezero (See von Ochrida) ist berühmt wegen seiner ausgezeichneten Fische. Ein alter französischer Bazarist, der einige Zeit in der Stadt gewohnt hatte, schrieb: „A Ochrida il n'y a rien de dangereux que les truites qui disputent le rang même à celles d'Arcachon.“ Im bulgarischen Athos-Kloster Jografu besuchte mich ein Mönch, als er vernommen hatte, daß ich nach Ochrida reisen wolle, und stellte sich mir als Bürger dieser Stadt vor. Er machte mich vor Allem auf die ausgezeichneten Erzeugnisse des sehr fischreichen Sees aufmerksam und pries in einem schwungvollen Dithyrambus die unvergleichliche Letniza (Sommerfisch), eine Art Bachforelle, mit ihrem zarten, rosenrothen Fleisch als „la fleur de la délicatesso.“ Bei unseren guten Wirthsleuten und später beim Wladika schlemmte ich oft in Letniza und kann versichern, daß sie ihren Ruf verdient. Sie wird übrigens, in Eis verpackt, nach Sofia und weiter exportirt; aber so wohlschmeckend und zart wie die frische Forelle an Ort und Stelle ist sie dann natürlich nicht mehr.

Nach zwei im Kloster verbrachten Monaten war ich an die sehr gesunde Lebensweise des Heiligen Berges und namentlich an das Frühaufrstehen gewöhnt. Waschoorrichtungen im Zimmer kennen weder die Klöster (außer Essigmenen) noch die Gasthäuser des Ostens. Im Korridor sprudelt eine Fontaine mit geräumigem Becken, wo die Wölker der notwendigen Reinlichkeit gemeinsam, aber der Reihe nach, obliegen. In Ochrida fehlte auch sie. Der bulgarische, nur noth-



blüthig griechisch redende Diener Tode (Theodor) errieth aber meine Wünsche und führte mich, mit einem prachtvollen friesartigen Handtuch bewaffnet, durch den Garten an das Ufer der wogenden See, wo ich auf der Landungstreppe für die Barken meinen äußeren Menschen würdiger zu gestalten hatte. Dieser Tode, eine biedere Seele von einer fast blindischen Anhänglichkeit an mich, war trotz seinen zwanzig Jahren schon verheirathet und Vater von zwei Kindern; sie und seine Frau sollte er mit einem Wochenlohn von dreißig Grasch (ungefähr fünf Mark) ernähren. Zum Glück war die Frau, um für ihren Lebenserwerb besser zu sorgen, nach Monastei verzogen. Die allzu frühen Heirathen sind überhaupt ein Krebsgeschwür unter den dortigen Bulgaren und Albanesen. In Starova, einem albanesischen Städtchen am Südufer des Sees, zeigte man mir einen jungen Tosta (Albanesen) von fünfundsiebenzig Jahren, der einen zehnjährigen Sohn und eine achtjährige Tochter besaß. Bei der schlechten türkischen Verwaltung, der argen Bedrückung durch die Beamten und dieser rasenden Vermehrung der Bevölkerung ist es ganz unmöglich, dem furchtbaren Elend zu steuern.

Früh um Sechs trat ich, von meinem freundlichen Wirth begleitet, den Rundgang durch die Stadt an. Die engen, unregelmäßigen, auch für türkische Begriffe ungewöhnlich schlecht gepflasterten Straßen und Bergstiege machen keinen guten Eindruck. Vom See aus gewährt die Stadt dagegen einen wundervollen Anblick. Terrassenförmig steigt sie vom Ufer empor und wird durch zwei Hügel gekrönt, deren einen das ehemalige alte Schloß der Feudalherrscher oder Paschas von Ochrida einnimmt. Noch lebt im Gedächtniß des Volkes die Erinnerung an Dschelaleddin-Bey, der eine Christin zur Frau hatte und auf seiner Burg in Ali Paschas Tagen ganz unabhängig schaltete und waltete. Die andere Bergeshöhe wird von der Kirche des Heiligen Klemens beherrscht, der ehemaligen Kathedrale der von 924 bis 1767 über ganz Westmakedonien und Albanien als geistliche Gebieter schaltenden Patriarchen von Ochrida. Wir besuchten die feierlich düstere Kirche, wo gerade die Liturgie abgehalten wurde. Mir wurde als Sitzplatz ein prachtvoller Thron, der Amtssessel der alten Patriarchen von Ochrida, angewiesen. Der Despot Effendi, wie die Türken, oder der Ochridski Prespanoski Bladika, wie die Bulgaren den Metropolitzen betiteln, hat einen neuen Sitz, meinem Patriarchalthron gegenüber, erhalten. Nach beendigtem Gottesdienst wandelten wir auf die geräumige Terrasse vor der Kirche; und hier bot sich uns ein herrlicher Anblick. Zu unseren Füßen die Stadt mit ihren weißen Häusern, vor uns der tiefblaue große See, dessen Ufer im Süden man kaum erkannte, rings umschlossen von edel geformten, zum Theil bewaldeten Bergeshöhen. Wenn einmal das Geld beschafft sein wird, um die Bahn von Monastei über Ochrida nach Jannina und der epirotischen Küste zu bauen, und wenn eine geordnete Verwaltung der jetzigen Nißwirthschaft ein Ende macht, wird Makedonien von Fremden überschwemmt werden und Gasthäuser und Pensionen werden blühen wie in der Schweiz, an die ich hier immer denken muß.

Schon in der Kirche hatten sich zwei neue Begleiter uns angeschlossen: ein Polizeilieutenant Muslim und ein Polizeiwachtmeister (Tschausch) Johannes Anastasi, Bulgare und Christ, der fertig griechisch sprach. „In meiner Jugend lernte man nämlich noch Griechisch in der Schule“, erklärte er mir; er war nun neben dem Wirth Anastasi mein regelmäßiger Dragoman und so wurden wir

bald sehr gute Freunde. Während meines viertägigen Aufenthaltes begleiteten mich die Beiden auf Schritt und Tritt, der Lieutenant vor mir, der Tschausch hinter mir. Ueberall erhoben sich zum Zeichen der Ehrfurcht die Leute auf den Straßenbänken und in den offenen Geschäften von ihren Sitzen. Ich mußte unaufhörlich grinsen. Vergebens stellte ich den Beiden vor, wie lästig mir die pomphafte Schaustellung sei und wie sehr ich bedaure, ihnen so viel Mühe zu machen. Sie behaupteten, die Polizeibegleitung sei durchaus nothwendig wegen der Straßenjugend, die einen Europäer im Hut sonst wie ein Meerwunder begaffen und anjohlen würde. Auch habe der Kaimakam es ausdrücklich befohlen; ich sei vom Bali als ein vornehmer hoher Beamter aus Preussia angemeldet; solche Herren kämen höchst selten nach Ochrída und schon darum sei man ihnen jede Ehre schuldig. Meine Behauptung, daß ich ein ganz gewöhnlicher Professor aus einer kleinen Universitätsstadt sei und nur Handschriften suche, wurde mit stillem Nüchtern beantwortet, als wollten sie sagen: „Der Fremde versteckt sich gut; aber uns täuscht er nicht.“ Die Aufzwingung dieser Ehrenwache war übrigens nicht nur ein Ausfluß des liebevollen Herzens der türkischen Regierung; man gewann dadurch Gelegenheit, den Fremdling genau zu überwachen, damit er nicht etwa mit geheimen bulgarischen Führern und anderen zweifelhaften Existenzen sich einlasse. Nun, mein Thun war so unschuldig, daß auch der gewöhnlichste Spion bald meine vollkommene Harmlosigkeit erkennen mußte.

Tschausch Jannis lud mich höflichst ein, auch das auf der Esplanade gelegene bulgarische Schulhaus zu besuchen, einen nüchternen, langweilig modernen Bau; ich lehnte dankend ab und sagte, daß ich mich nicht für moderne Pädagogik, sondern nur für Kirchen, Mönche und alte Handschriften interessire. Dieser Schulbau ist ein Denkmal ewiger Schmach für die bulgarische Nation. An seiner Stelle erhob sich noch vor fünfzehn Jahren das Trapezarion, das prachtvolle Refektorium des Marienklosters. Die Kathedrale war nämlich Klosterkirche und der Heiligen Gottesmutter, zuenannt die „Hochansehnliche“ (peribleptos), geweiht; erst als die Türken die alte gewaltige Sofienkirche in der Unterstadt in eine Moschee verwandelt hatten, nahm der Patriarch die gleich der Aja Sofia im elften Jahrhundert erbaute „obere Kirche“ in Besitz. Das Kloster verfiel; aber das Refektorium mit schönen und jedenfalls sehr interessanten Wandmalereien und Inschriften war erhalten; nur ein Theil des Daches war eingestürzt. Nach der Vertreibung des griechisch-sanariotischen Klerus hausten dort die vom Sieg trunkenen Bulgaren wahrhaft vandalisch. In der Kirche wurden griechische Inschriften oder Beischriften der Gemälde ausgekratzt oder überkalkt und durch slavische ersetzt. Das Schlimmste leistete aber der damalige Bladika von Ochrída, Monsignore Gregorij, jetzt Bladika von Bitolia (Monastir), als er vor zehn Jahren das ganze, allerdings etwas ruinenhafte Trapezarion niederreißen und an seiner Stelle, gleichsam als Symbol modernen Nivelirungsfanatismus, das triviale Schulhaus erbauen ließ. Auf dem Platz, wo einst die Mönche ihre Gesänge anstimmten, erschallen heute die Weisen Fräbels; die Lieder sind, wie mir beim Anhören der bekannten Melodien ein Lehrer ausdrücklich sagte, aus Deutschland bezogen und bulgarische Texte untergelegt.

Sobald die Tageszeit es einigermaßen erlaubte, machte ich meinen Besuch beim Kaimakam, dem Gouverneur der Stadt. Als ich den weiten Hof des

Ronak durchschritten hatte und die Stufen zum eigentlichen Regierungsgebäude emporstieg, präsentirten die Soldaten das Gewehr und in der Vorhalle erhoben sich die Diener und die zahlreichen Witzsteller von ihren Sitzen. Von zwei Dienern wurde ich vor das Stadthaupt geführt. Einige schöne Redebloomen, der unvermeidliche Kaffee nebst Zigarette, — und die Audienz war beendet.

Auf der linken Seite des Hofes sieht der Hinaustrerende ein finsternes, trübsäliges Gebäude, das durch einen Palisadenwall vom Hof abgesperrt ist. An diesem Wall standen zwei vergrämte alte Frauen und ein junger Bursche, die nach innen sahen und riefen. Die Fenster des etwa vier Meter vom Palisadenwall abstehenden Gebäudes waren durch Holzgitter verschlossen. Aus einem Fenster drang ein gellendes Geschrei: Aman, aman (Gnade, Gnade)! Es seien Wahnsinnige, erklärte mir der loyale Polizeidiener auf meine verwunderte Frage. Wie ich nachher erfuhr, ist aber das Untersuchungsgefängniß, wo die armen, oft ganz unschuldigen Inculpanten in einem wahrhaft entsetzlichen Schmutz liegen; lärglich genährt und ohne die Erlaubniß, jemals ihre unreine Höhle verlassen zu dürfen, leben die Unglücklichen dort oft Wochen lang. Manchmal vergißt die türkische Justiz ihre Existenz und sie gehen clemdiglich zu Grunde.

Die Lage der dortigen Christen ist überhaupt eine sehr gedrückt; weniger durch Uebelwollen der Regierung als in Folge des grenzenlosen Fanatismus der muslimischen Bevölkerung, besonders der Wega (muslimischer Albanesen). Sie erlauben den Christen nicht, in ihre Weinberge zu gehen; nur die Frauen dürfen die Weinlese besorgen. Mein Gastwirth, ein ehemals wohlhabender Mann, ist in seinen Vermögensumständen sehr zurückgekommen, weil die zahlreichen durchreisenden Beamten und Soldaten zwar reichliche und gute Verpflegung für sich in Anspruch nehmen, aber an keine Bezahlung denken. Während meiner Anwesenheit kamen nachts einst sechs Soldaten ans Thor und begehrten stürmisch Einlaß. Sie drohten, das Thor zu erbrechen. Da stieg mein junger Begleiter Jannis hinunter und hielt ihnen in tadellosem Türkisch eine Standrede; es sei eine wahre Schande, bei nachtschlafender Zeit sich so zu benehmen, und Solches könnten nur Türken thun. Wegen seines Hutes und seiner europäischen Kleidung hielten sie ihn für einen Fremgi und zogen beschämt ab.

Vom Kaimakam begab ich mich zu Methodij, dem Stadika, an den ich empfohlen war. Hier brachte ich mein Anliegen wegen des Besuchs der Bibliothek vor. Sofort wurden die drei Epitropen (Verwalter der Bibliothek) hervocitirt und zugleich bot mir der Stadika seine Wohnung statt des primitiven Chans an, was ich nach einigem Sträuben gern annahm. Ich erhielt ein prachtvolles, ganz europäisch eingerichtetes Zimmer mit einem bequemen Sekretär, an dem ich abends behaglich arbeiten konnte. Inzwischen waren die Epitropen, jeder mit seinem Schlüssel bewaffnet, angetrückt; ohne diese drei und ihre drei Schlüssel läßt sich nämlich das Eisenthor der in einer Vorkellerei (Kapelle) der Kathedrale untergebrachten Bibliothek nicht öffnen. Der Erzbischof und die Verwalter bestätigten mir, daß der Kodex des Heiligen Klemens längst verloren sei und sie nur eine Kopie besäßen. Aus Konstantinopel hatte man mir geschrieben, der wahre Kodex sei in den Händen einer serbischen Familie, die ihn sehr ängstlich hütete und mich wahrscheinlich nur auf sehr gute serbische Empfehlungen hin zulassen werde. Auf weitere Auftrage nach dem Namen der Familie konnte ich

keine Auskunft erlangen; vielmehr wurde mir mitgetheilt, daß der Kodex wahrscheinlich im Besiß der Familie eines angesehenen bulgarischen Gelehrten Vodlev sei, der sich viel mit der Geschichte des Patriarchates beschäftigt habe. Die Familie war aber während der Unruhen aus Ochrida ausgewandert. Vielleicht sei die Handschrift in Athen, wo ein gräzisirter Verwandter Vollis Minister gewesen war. Wieder Andere sagten, ich fände ihn bei der Familie Kobes in Monastir. Dort erfuhr ich, daß bei dem Tode des alten Kobes die Familie alle in ihrem Besiß befindlichen Urkunden zu Geld gemacht habe. In Salonik sagte mir endlich einer der ersten Kenner der bulgarischen Geschichte und der macedonischen Verhältnisse, Herr Schopoff, daß die ochridener Pelzhändler, die schon lange alljährlich die Leipziger Messe besuchen, zum Theil in Leipzig sich angesiedelt und der dortigen griechisch-orthodoxen Gemeinde sich angeschlossen haben, während der kirchlichen Unruhen in den sechziger Jahren den Kodex nach Leipzig gerettet hätten. Ob er freilich dort noch vorhanden oder an eine deutsche oder englische Bibliothek verkauft worden sei, wisse er nicht. Ich war recht niedergeschlagen. Ich reise durch die halbe Türkei auf der Suche nach einer Handschrift, die vielleicht in einer dreistündigen Eisenbahnfahrt vom heimathlichen Jena aus zu erreichen gewesen wäre. Man begreift, daß ich mit geringen Hoffnungen den Kirchenberg bestieg, um oben in der Bibliothek nachzuforschen. Da der dritte Epitrop mit seinem Schlüssel uns warten ließ, durchstöberte ich einstweilen das bulgarisch geschriebene Handschriftenverzeichnis. Da fand ich auch den „star kondix“, die alte Handschrift, eben die Kopie des Klementskodex, von der mir längst gesprochen worden war. Endlich wurde mir die Handschrift, ein roth gebundenes Buch, überreicht. Als Studierzimmer wurde mir eine äußerst zugige, staubige und finstere Seitenhalle der Kirche angewiesen. Wer beschreibt nun mein Erstaunen, als ich beim Blättern im Kodex die grünen Originalunterschriften der Patriarchen — eine kaiserliche Goldbulle hat ihnen feierlich das Privileg, mit grüner Tinte zu schreiben, verleihen — und eben so die künstlich veränderten Unterschriften der Bischöfe im Original vorfand! Was ich vor mir hatte, war keine werthlose Kopie, sondern der lange vermißte und schmerzlich gesuchte Kodex selbst. Ich konnte meine Freude nicht bergen; ich zeigte den beiden Epitropen den Kodex und wies auf die einzelnen Merkmale der Echtheit hin. Beide, die vortreflich griechisch sprechen und die griechische Kanzleischrift des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts geläufig lesen, überzeugten sich sofort von der Richtigkeit meiner Beobachtung und waren mit mir erfreut. Ich bat sie, diesen Schatz als ein wahres Kleinod der Kirche von Ochrida treu zu bewahren und niemals aus ihren Händen zu lassen. „Dafür ist gesorgt“; erwiderten sie; „wir wissen jezt, was wir besitzen, und ohne unsere drei Schlüssel kann Niemand an den Kodex heran.“ Den größten Theil meines Aufenthaltes verwandte ich auf Abschreiben und Vergleichen der kostbaren Handschrift. Am nächsten Tag wurde mir ein bedeutend menschlicherer Studienraum, ein helles und lustiges Zimmer in der Schule, angewiesen. Einer der Epitropen hatte diese Ortsveränderung veranlaßt. Hier arbeitete sich gut, — außer am letzten Tage, wo sich immer neue Störungen einstellten. In ganz Ochrida war keine Photographie der Klementskirche aufzutreiben gewesen; ein griechischer Photograph

bot sich deshalb an, sie für mich aufzunehmen, unter der Bedingung, daß ich ihm sechs Exemplare abkaufe. Plötzlich erschien der Direktor der Schule mit der Meldung, der Photograph stelle eben seinen Apparat auf. Ob es mich nicht freuen würde, wenn die Schuljugend sich malerisch davor gruppire. Natürlich mußte ich für diese gut gemeinte Freundlichkeit gerührten Herzens danken, obwohl ich lieber eine Photographie der Kirche ohne Jugend besessen hätte. Ich arbeitete ruhig weiter, bemerkte aber eine sonderbare Unruhe unter den Anwesenden. Zehn Cigaretten rauchende Männer bildeten mein regelmäßiges Gefolge. Einige entwichen jetzt; ich erzieht die Gedanken der Anderen. „Wir sollten auch zu sehen, wie die Schüler sich aufstellen“, sagte ich. Wie elektrisirt sprang Alles auf, das Schulzimmer wurde verschlossen und wir gingen auf die Esplanade, wo fast drei Viertelstunden lang bald die Lehrer und Lehrerinnen, bald der Photograph an den Kindern herumordneten, bis die Gruppe malerisch wirkte. Ich sah wie auf Kohlen; denn meine Arbeit war nicht vollendet und die Zeit wurde immer knapper. Die Photographie ist natürlich etwas grotesk ausgefallen; den ganzen Vordergrund nimmt eine Garnitur von Hintersitzen ein. Endlich konnte ich wieder an meine Arbeit gehen, aber unter vermehrten Hindernissen. Als neue Besucher hatten sich vier Lehrerinnen eingestellt, die zuerst mit der Damen eigenen Rücksichtslosigkeit all meine Kopien und Hefte ungeniert durchmusterten und durcheinanderwarfen und dann die freie Zeit zur Abhörung eines französisch-bulgarischen Offenbors benutzten. Nun erschien noch ein Beamter der *Dotto Publico Ottomano*, stellt mir einen mir gänzlich gleichgiltigen vornehmen Türken vor und fragte mich sehr liebenswürdig, ob ich Empfehlungen nach Korngja wolle. Jetzt war aber meine Geduld zu Ende; ich dankte bestens, da ich mit diesen reichlich versehen und beim *Mütesarrif* (Regierungspräsidenten) schon durch den *Kaimakam* telegraphisch angemeldet sei. Ich brauche nichts als freie Zeit zur Arbeit in Ochrida. Der Obbe verstand diese ungarische Anfeuerung und schied verwundeten Herzens. Endlich konnte ich meine Kopie beenden.

Meinem Pinderglück sollte aber noch ein anderer Erfolg beschieden sein. In Konstantinopel hatte ich, wie schon 1899, den gelehrten Metropolit von Amasia, Anthimos, besucht, der sich viel mit der Geschichte von Ochrida abgegeben hatte. Er sagte mir, es gebe zwei Kodizes des Heiligen Klemens. Niemand wußte davon. Allerdings fehlten in dem rothen Buch die vier ersten Urkunden; doch ich nahm an, sie seien seit der Zeit, da der alte Boblev sie kopirte, herangegriffen worden. Auf meiner späteren Reise — wo, darf ich nicht sagen — brachte mir abends eine Frau mehrere Handschriften zur Ansicht. Sie waren meist slavisch, also für mich ohne Interesse. Sie zeigte mir aber auch einen in Leder gebundenen Kodex von nur sechsunddreißig Seiten. Vorn fand ich gerade die vier fehlenden Urkunden mit den kalligraphisch meisterhaft ausgeführten grünen Unterschriften der Patriarchen. Es war das Exemplar, das Erzbischof Meletios am ersten Mai 1677 laut eigenhändiger Einzeichnung der Kirche von Ochrida gewidmet hatte und das aus unbekanntem Ursachen mit dem schon erwähnten rothen Buch vertauscht ward. Wenn hätte ich den Kodex erworben und auch einen ansehnlichen Preis gezahlt. Doch die Frau, die Tochter des Besitzers, erklärte, vorn in dem Buch stehe ein fürchterlicher Fluch eines alten Erzbischofes gegen jeden Verkäufer des Buches und schon um ihrer Kinder willen könne sie so Etwas nicht thun. Sie

Großvater, ein sehr vornehmer Mann, dessen Nachkommen jetzt freilich in äußerster Dürftigkeit leben, habe seinen Kindern auf die Seele gebunden, den Kodes nie zu veräußern. Er werde in einer späteren Zeit einst große Bedeutung erlangen. Es ist interessant, zu sehen, welche gewaltige Wirkung der kirchliche Bann auf die Gemüther des orthodoxen Volkes übt. Als ich in dem Atchoskloster Jografu hauste, erschien als Erzbischof des Patriarchen mein verehrter Freund, Bischof Johannes von Xanthopolis. Er hatte eben die Olympsklöster besichtigt. Ich fragte ihn, ob die Reise nach dem Olympos nicht gefährlich sei. „Gewiß; nur nicht für uns; denn die Aephten fürchten unsere Hülfe.“ Diese Räuber strahlen nämlich im Lichte makelloser Orthodoxie.

Meletios hat thatsächlich seiner Widmung den Satz angefügt: „Wer ihn zu enttenden versucht, er sei, wer er wolle, von Mißgunst und Bosheit getrieben, Der unterlegt dem ewigen Banuspruch.“ Das waren die Worte, die der Frau das Entsetzen eingeflößt hatten. Vergebens stellte ich ihr vor, daß dieser Erzbischof ein grundschlechter Mensch gewesen sei. Auch sei sie und ihre Familie dem Fluch schon verfallen; denn der Kodes gehöre dem Heiligen Klemens, sie müsse ihn also in die Klemenskirche oder, wenn sie Patriarchisten sei, nach Kruschewo an den Metropoliton Anthimos\*) bringen. Doch für diese ihren Finanzen höchst ungünstige Exegese bejaß die fromme Frau nicht das mindeste Verständniß. Immerhin ließ sie mir gegen Entrichtung von zwölf Francs den Meletioskodes für eine Nacht, in der ich alles in Betracht kommende sorgfältig kopirte. Diesen Kodes hat seit Bodlen und Anthimos, also seit 1846, Niemand gesehen; seine Wiederauffindung bereitete mir daher eine ganz besondere Genugthuung.

Vor meinem Abschied von Ochrida schenkte ich der Schule, um mich dem Erzbischof für seine Gastfreundschaft dankbar zu erweisen, eine ansehnliche Spende. Die Epitropen, die zugleich als Schulvorstände fungiren, lobten mich deshalb; sie erzählten mir auch von der furchtbaren Armuth der ochridenischen Bevölkerung, die geradezu aus Unglaubliche grenze. Industrie giebt es dort nicht. Die Bürger sind nur kleine Handwerker, Krämer oder einfache Ackerbürger. Da Eisenbahnerverbindungen fehlen, erzielen die überreichlich gedeihenden Landesprodukte, Früchte und Wein und die Fische des Sees, nur niedrige Preise. Ich antwortete, das Elend sei ja Jedem sichtbar; um so weniger könne ich aber begreifen, daß man aus thörichtem nationalen Chauvinismus den Unterricht im Griechischen aufgehoben habe. Griechisch als allgemeine Verkehrssprache habe für den Osten die selbe Bedeutung wie Französisch für Westeuropa. Ein armer bulgarischer Bursche, der griechisch rede, könne in der europäischen und asiatischen Türkei, im freien Königreich Griechenland oder in Egypten leicht eine Stellung bekommen, während Einer, der nur bulgarisch rede, zu Hause verhungere. Die Antipathie gegen die Griechen sei beim lebhaft entflammten Nationalitätenhader vor dreißig Jahren verständlich gewesen. Heute schnitten sich die Bulgaren mit ihrer Ausschließlichkeit nur aus eigene Fleisch. Die Herren schienen meine Worte nicht gern zu hören; aber Stillschweigendes mußten sie dagegen nicht vorzubringen. Als sie

\*) Seit der Kirchenspaltung giebt es zwei Metropolitonen von Ochrida-Prespa; der bulgarische sitzt in Ochrida, der griechische in Kruschewo, einer, wie schon der Name zeigt, urhellenischen Stadt.

mir sagten, in den höheren Klassen des bulgarischen Gymnasiums zu Monastir werde Griechisch gelehrt, erwiderte ich: Das ist eben; den Gebildeten hilft man; aber den ärmsten Söhnen der unteren Schichten des Volkes wird das nothwendigste Mittel für ihr Fortkommen vorenthalten. Es ist eine schwierige Aufgabe, in Makedonien mit den verschiedenen Bevölkerungsschichten über die politischen Tagesfragen zu reden. Wer nicht entweder fanatisch philhellenisch ist oder mit den Bulgaren durch Dick und Dünn geht, ist auf beiden Seiten schlecht angesehen. Auch der vorsichtigste Diplomat setzt sich leicht zwischen zwei Stühle. Ich habe mich von Anfang an gewöhnt, wenn ich über meine Eindrücke befragt wurde, schonend, aber ohne Bemäntelung des Thatbestandes die volle Wahrheit zu sagen, und ich muß bekennen, daß meine rickhaltlosen Äußerungen namentlich von den Griechen fast immer gut aufgenommen wurden.

Rom.

Professor D. Dr. Heinrich Selzer.



## Isadora Duncan.

**I**st Provokation des auf Tricotbeine dreisirten Geschmades ist das Tanzen mit nacktem Unterkörper sicher ein guter Einfall. Es sieht von fern aus wie eine Steigerung des erotischen Reizes und ist doch eine Veredelung. Und des Erfolges gewiß ist auch die künstlerische Idee, woraus der intellektuell gefundene, späte Paradiesgedanke hervorging. Diese Idee ist mit der Entwicklung der modernen Malerei von selbst gereift; Niß Duncan hat sie sich nur klug und im rechten Augenblick angeeignet und einen vollen Erfolg damit errungen. Gelingen konnte es nur einer Dame, die mit der Salonästhetik der Großbourgeoisie vertraut ist, die Wandlungen der bildenden Kunst und ihres Modewerthes in diesen „tonangebenden“ Kreisen miterlebt hat und klug genug ist, praktische Schlüsse zu ziehen. Leider stehen die Vorzüge der gebildeten Dame nun der Tänzerin im Wege. Sie ist sehr unterrichtet — sogar Schopenhauer weiß sie zu citiren —, sehr zugänglich für sanfte ästhetische Reize, hat auf dem Wege über die Selekte den Werth des „Naiven“ erkennen gelernt und ist nicht frei von der künstlerischen Raschsucht der ganz modernen Dame. Das Alles macht die Beine nicht leichter. Doch hat sie sich genug schöne Fraulichkeit bewahrt, um ihre Darbietungen neuroman-tischer Westhetik mit Natürlichkeit zu würzen und so eine gewisse Zustimmung auch vom Sceptiker zu erzwingen. Der allgemeine Beifall aber bewirkt, daß die Großstadtgesellschaft für verfeinerte Schaugenüsse schon empfänglicher geworden ist und daß eine künstlerische Gourmandise, die sich gern ästhetische Kultur nennen hört, die brutale Wintergartenkost abzuweisen beginnt.

Madora Duncan tanzt moderne Malerei: Leighton, Alma Tadema, Burne-Jones — auf dem Umwege über Botticelli —, Desnard und Ludwig von Hofmann. Diese Erweckung einer weiblich gränzten Puristenkunst zu Tanzformen konnte man voraussehen; die literarischen Paralleltalente sind längst ja schon Anreger der höheren Variétékunst geworden und die Sturm- und Drangperiode der neuen naturalistischen Lyrik endete auf den stolzen Höhen der Ueberbrettel. Der Umstand, daß dieser Kunsttanz der Amerikaner durchaus Ergebnis aus überreifen ästhetischen Werthen jener zum Kunstgewerblichen neigenden Richtung der neuen Malerei ist, bekräftigt wieder einmal die Erfahrung von dem feierlich selbstgefälligen Krebsgang des regirenden Kunstempfindens. Das Letzte wird vorweggenommen und dann geht die Entwicklung rückwärts zum Primitiven, mit krankhafter Genußsucht in Selbstschau versunken und das künstlich konstruirte Ursprüngliche mit dem Tand einer werthlosen, ästhetisch glitzernden Empirie ausstaffierend. Wenn dieser Weg weiter beschritten wird, könnte ein Kreis der „Feinsten und Reifsten“ eines Tages bei einer tief symbolischen Phallusverehrung anlangen, da, wo die griechischen Ahnen im Barbarendunkel ihre Selbstzucht begannen.

Aus Tanz und Tanzgefühl ist jede Kunst hervorgegangen, die bildende und dichtende, die architektonische und musikalische. In der wilden Seele des Dionysostänzers kochten alle Möglichkeiten künftiger Kunstentwicklung unter dem Feuer einer stürmischen Lebensleidenschaft. Der Tanz und sein Kind, die Schauspielkunst, lassen allein für die Künste des Raumes und der Zeit eine Synthese zu. Hier arbeiten die Organe, die später von den Einzelkünsten beansprucht werden, einträchtig zusammen und fest schließt sich der goldene Lebenskreis im glücklichsten Universalgefühl. Von diesem Mittelpunkt haben sich die Künste mit centripetalem Schwung gelöst; feurige Linien bezeichnen die stolzen Erkenntniscurven ihrer sich erweiternden Bahnen. Nie war der Tanz die tiefste, die wichtigste der Künste, stets aber die ursprünglichste. Seine höchsten Formen findet man bei Völkern, die noch auf Morgenstufen weilen, deren noch intellektuell gebundene Lebenskraft nach Expansion strebt, die im jungen Daseinsrausch jubelnd mit allen Schrednissen der Welt spielen. Die Werdenden tanzen, die Wachsenden und Hoffenden. Nach Art und Wesen der Tanzleidenschaft messe man die Kulturkraft einer Gesamtheit. Man wird finden, daß nur das niedere Volk, aus dem die Zahl der führenden, der unternehmenden Bildnerintelligenzen hervorgeht, in dessen Seele sich vulkanisch instinktiv äußert, was später zur Erkenntnis- und Herrschaftsfähigkeit im Individuum aufsteigt, dionysisch auf dem Markt, bei der Weinlese, im Tempel zu tanzen und die Beziehungen der Geschlechter zu entflammen weiß. Wir Kinder einer müden Zeit aber, mit unseren engen Tanzsälen, wo die Paare sich so artig und langweilig drehen, der Tanz-



meister aufpaßt, daß die Röcke nicht zu wild fliegen, mit unserm Balletgraus auf den Schaugerüsten dürfen über das Wesen des Tanzes eigentlich kaum noch mitreden. Manchmal freilich, wenn uns ein wilder Nationaltanz vorgeführt wird, zuckt und juckt es uns in den Beinen, unruhig räden die Mädchen auf ihren Sitzen und werfen feurige Blicke: der Urtrieb regt sich leise unter den Stahlmiedern der Civilisation.

Von der Art, die Solches bewirkt, ist der Tanz Isadora Duncan nicht. Ruhig und kritisch beschaut man sich die Gelegenheit, freut sich über schöne Stellungen und Faltenbildungen des Gewandes, findet das Bein der Tänzerin etwas muskulös, Knie und Fuß schön, den Gang noch nicht ganz von der Unbeholfenheit befreit, die entsteht, wenn an Fußbekleidung Gewöhnte barfuß gehen, und die Haltung nicht durchaus ungezwungen. Das sind Dinge, die man nicht spärte, wenn Einem selbst tänzerlich zu Rathe würde. Zu oft wird man an die Lehrsäle der Kunst, an Bild und Statue erinnert; das Schöne ergiebt sich nicht organisch als Blüthe der Leidenschaftlichkeit, sondern bleibt Produkt der klug künstelnden Absicht. Der Gedanke, Botticelli und dann wieder einen ganzen Abend Chopin zu tanzen, ist gar so schrecklich gebildet. Immerhin könnte es reizende Dessertgenüsse geben, wenn Musik und Tanz zur Einheit würden. Miß Duncan verkündet zwar die Absicht, mit jeder Körperbewegung einem Tonwerth zu entsprechen; doch nimmt sie die Aufgabe viel zu doktrinär; sie schafft viele — nicht einmal charakteristische — Theile, die vom Temperament aber nicht verbunden werden. Es ist, als wolle Jemand einer fertigen Melodie den erklärenden Text dichten. Das kann gelingen, ist aber nicht das Natürliche; denn das Wesen der Melodie besteht darin, daß sie, von einem ausgehend, viele Texte zuläßt, weil sie nicht einen bestimmten Einzelfall des Gefühles malt, sondern das Urwesen der Gefühle überhaupt. Eben so läßt eine Musik viele Tanzweisen zu. Voll entspricht einer Melodie niemals eine bestimmte Form leiblicher Dynamis; es kann nur darauf ankommen, die Grundempfindungen der Musik nachzuerleben, ihren Charakter intuitiv zu erfassen und aus solchem erregenden Erlebnis heraus dann *noiv* zu tanzen. Das Tanzen bleibt die Hauptsache; die mimischen Elemente müssen in rhythmische Stilformen gebracht werden. Der Amerikanerin fehlt zu oft dieses Wichtigste, weil sie von der Ueberlegung, nicht vom natürlichen Tanzgefühl ausgeht. Die Musik ist meist um zwei Takte voran und die Tänzerin sucht mimisch zu erklären, was schon vorbeigerauscht ist. Auch bleibt die Darstellung im Malerischen und Plastischen stecken. Die einzelnen Posen und Bewegungen sind anmuthig, aber akademisch langweilig; nicht charakteristisch, sondern säklich ästhetisch. Nur die Grenze des Banalen wird glücklich vermieden. Eine gute Figurantin, aber eine mittelmäßige Tänzerin. In zwei

Balzern Chopins gab sie mehr; hier zwang der energische Rhythmus sie endlich einmal zum Tanzen. Die feinen, leichten Walzerweisen sagen ihrer innigen, aber leidenschaftlosen Frauennatur zu, die lyrische Verzückung der Musik klingt in ihr lebendig wieder, man merkt endlich einen inneren Zwang zur Tanzfähigkeit, — und das Ergebnis ist eine fein gefasste, erfreuliche Kunst. Hier kommen denn auch die Gewandwirkungen zu bester Geltung; ein Stück Griechenthum scheint auf Minuten lebendig geworden und die schöne Dynamis zeigt solche Fälle von Bildern, daß unsere neuromischen Bildhauer Motive für ein halbes Duzend Ausstellungen gewinnen können.

Schade, daß die Dame nicht mehr Temperament hat! Man wünscht ihr Etwas von der frech lieblichen Gassenjungenwildheit der Saharet, Etwas von dem südlichen Feuer der Otero, Einiges von der technischen Schulung der Dell' Era und recht viel auch von dem kultivirten Schauspielervermögen, das Sada Jacco in ihren seltsamen Tänzen erkennen ließ. Das Alles wird sich wohl in einer Persönlichkeit unserer Zeit nie zusammenfinden, weil jede einzelne Gabe heute schon ein Phänomen ist und künstlerischer Universalinstinkt nur in Frauennaturen reift, die aus lebendiger Tradition und drängender Volkskultur schlank herauswachsen. Alles Einzelne kann die intellektuelle Tänzerin, wie Isadora Duncan eine ist, nachahmen und die Nuance mag der Analysirenden oft prächtig gelingen; aber zur Synthese befähigt doch nur die große, tiefe, poetische, sich an sich selbst entzündende Lebensleidenschaft, die es zum Gebären neuer Werthe drängt, in der alle Möglichkeiten künftiger Entwicklungen als Hoffungsgefühl und Wachsthumstinstinkt embryonisch ruhen, die mit dem in Rhythmen schwebenden Leibe anbetet und den Trieb fühlt, in dionysischem Taumel, in korybantischem Entzücken den Tod zu er tanzen, — der Verthe gleich, die in kristallinen Himmels Höhen singt und jubiliert und am Uebermaß des Singens stirbt. Aber solche Tanzlust kennt ein Volk nur in der Jugend; wir müssen, in einer greisenhaften Civilisation, dankbar sein, wenn eine kluge Aesthetin uns in geistvollen Versuchen zeigt, was sein könnte. Sie weckt die Sehnsucht nach einer Schönheit, die Gesundheit, nach einer Lebenslust, die Schönheit ist; und eine gute Sehnsucht zu wecken, ist eine lobenswerthe That.

Friedenau.

Karl Scheffler.



## Bodenspekulation und Wohnungsnoth.

Unter dem Einfluß der sozialistischen Anschauungen, wie sie sich namentlich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entwickelt haben — gleichviel ob sie von den radikalen Gegnern der bestehenden Staats- und Wirthschaftsordnung oder von Solchen ausgingen, die auf dem Boden des geltenden Rechtes die wirthschaftliche Freiheit des Individuums zu Gunsten der Allgemeinheit einschränken wollten —, wurde scharfe Kritik geübt an den Grundanschauungen der großen englischen Nationalökonomien, die gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts das Evangelium der ungehinderten Entfaltung aller wirthschaftlichen Kräfte gelehrt hatten. Und diese Kritik richtete sich hauptsächlich gegen den freien Individualbesitz an Grund und Boden. Mehr mit der flammenden Berebtheit idealer Begeisterung als mit Argumenten, die überall einer kühl abwägenden Kritik Stand halten, schrieb Henry George sein Buch „Progress and poverty“, das jenseits und diesseits des Ozeans einen tiefen Eindruck hinterließ und noch heute in den Bestrebungen der Bodenreformirer nachwirkt. Während aber hier der Individualbesitz an Grund und Boden jeder Art als die Quelle alles wirthschaftlichen Uebels auf Erden bekämpft wird, wenden sich Andere gegen die private Ausbeutung des städtischen Bodens. So betont Adolf Wagner, daß der städtische Besitz anderen Gesetzen unterliege als sonstiges Grundeigenthum und daß deshalb ihm gegenüber eine besondere Stellungnahme gerechtfertigt sei; und selbst ein radikaler Individualist wie Haucher weist einschränkende staatliche Maßnahmen zur Beschränkung des städtischen Bodenbesitzes nicht ab.

Die städtische Bodenfrage wurde namentlich in Deutschland brennend, als nach den großen politischen Umwälzungen von 1871/72 ein wogolnter, wirthschaftlicher Aufschwung begann, der, nur unterbrochen durch gelegentliche Krisen und Depressionen, bis ans Ende des Jahrhunderts dauerte. Mit dem Umwandlungsprozeß, den Deutschland vom Agrar- zum Industriestaat durchmachte, ging ein bis dahin noch nie gesehenes Anwachsen der Großstädte parallel. In dem knappen Zeitraum eines Menschenalters haben Berlin, Hamburg, Köln, Leipzig, Dresden und andere Städte ihre Einwohnerzahl verdoppelt und verdreifacht. Die städtische Bevölkerung Deutschlands stieg von 1871 bis 1900 von 15 auf 30 Millionen, die Gesamtbevölkerung nur von 41 auf 56 Millionen, so daß fast der gesamte Zuwachs den Städten zuzurechnen ist. In diesen rasch anwachsenden Großstädten ward der dem Einzelnen zur Verfügung stehende Wohnraum immer knapper; eng und enger schlossen sich die Häuserreihen; kleiner wurden die Höfe; die Gärten verschwanden und immer höher in die Luft hinauf ragten die steinernen Massen. Die Bewohnerzahl eines Hauses stieg noch von 1880 bis 90 in Berlin von 44,9 auf 52,6, in Charlottenburg von 17,8 auf 37. Zugleich steigerten sich die Miethen — in Berlin auf den Kopf der Bevölkerung von 103 Mark im Jahr 1870 auf 165 Mark im Jahr 1890 —, und zwar am Meisten für die kleinen Wohnungen der Armen. In wahrhaft erschreckendem Maße zeigte sich die Richtigkeit des Gesetzes, daß die Wohnungsmiethen einen um so größeren Theil des Einkommens beansprucht, je geringer dieses Einkommen ist.

Ist es unter diesen Umständen wunderbar, daß die denkenden Köpfe des Volkes der Wohnungsfrage mehr und mehr ihre Aufmerksamkeit zuwandten, daß

Männer der Theorie und der Praxis, Nationalökonomien und Politiker, Beamte und Gewerbetreibende, Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich mit ihr befaßten und eine Literatur entstand, wie sie in gleichem Umfang kaum ein anderes Gebiet der Nationalökonomie aufzuweisen hat? Untersuchungen und Enquêtes förderten eine Fülle neuen Materiales zu Tage; es sei nur an die auch hier vielfach benutzten Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik erinnert. Daß bei der Fülle des Materiales und der Literatur ein Wirrwarr einander entgegengesetzter Meinungen sich bemerkbar macht, ist begreiflich. Die Uebel, die es zu bekämpfen gilt, sind mannichfacher Art und ihre Ursachen sind so komplizirt, daß auch die Wege, die eingeschlagen werden, um Hilfe zu bringen, weit auseinander gehen müssen.

Eins aber mußte Jedem, der sich mit der Entwicklung der städtischen Boden- und Wohnungsverhältnisse auch nur oberflächlich befaßte, auffallen. In dem selben Maß, wie die Städte anwuchsen, der Wohnraum enger, das Wohnungselend größer wurde, stiegen die Preise des städtischen Bodens. Und der oft in die Millionen gehende Gewinn aus dieser Preissteigerung fiel einer relativ kleinen Anzahl glücklicher Grundbesitzer fast mühelos in den Schoß. Was war da natürlicher, als einen ursächlichen Zusammenhang zwischen dieser Preissteigerung und der Wohnungsnoth zu konstruiren und die Preissteigerung für die Wohnungsnoth verantwortlich zu machen? In den Großstädten hatte sich ja ein förmliches Terrainspekulantengewerbe ausgebildet. Auch hier, wie überall, wo es Etwas zu verdienen gilt, fehlte es nicht an dunklen Ehrenmännern und unlauteren Manipulationen. So mag manchmal der Gewinn des Bodenspekulanten moralisch anfechtbar sein; und auch da, wo unsaubere Machenschaften vermieden werden, tastet leicht und mühelos erworbenem Gewinn in den Augen vieler ein gewisses Obium an. Wer aber an die Untersuchung wirthschaftlicher Vorgänge herantritt, soll sich den Blick nicht durch Voreingenommenheit trüben lassen.

Da wäre zunächst denn zu fragen: Was ist Bodenspekulation? Schon hier finden wir eine gewisse Unklarheit in der Auffassung des Begriffes. Ein Beispiel diene zur Erläuterung. In der nächsten Umgebung großer Städte findet man zahlreiche Gärtner angesiedelt, die ihr kleines Besitztum ererbt oder auch vor langer Zeit angekauft haben und dort ihr Gewerbe treiben, ohne an eine Veräußerung zu denken. Inzwischen rücken die Straßen und Häuser der Stadt bis an ihren Garten heran, der jetzt als städtisches Bauterrain einen vielfach erhöhten Werth erhält und seinen Besitzer zum reichen Mann macht. Dieser Fall ist, wie Jeder weiß, nicht vereinzelt, sondern typisch; in unserer modernen belletristischen Literatur ist der reichgewordene, ungebildete und proghastige Vorortsbauer ja schon eine bekannte Gestalt. Hat dieser Mann, der doch durch die Werthsteigerung seines Bodens reich geworden ist, Bodenspekulation getrieben? Nein. Auch einen Gutsbesitzer, der sein Getreide nicht sofort nach der Ernte losschlägt, sondern günstige Preise abwartet, nennt man ja nicht einen Kornspekulanten. Dieser Vergleich mag hinken, weil es sich bei dem Getreideverkauf immer nur um einen knapp begrenzten Zeitraum handelt; aber auch einen Kunstliebhaber, der das vor vielen Jahren billig erworbene Gemälde eines inzwischen berühmt gewordenen Meisters mit Gewinn an ein Museum verkauft, nennen wir nicht einen Bilderspekulanten. Zum Begriff der Spekulation gehört eben, daß beim Erwerb einer Sache die Absicht vorliegt, sie mit Gewinn

zu veräußern. Dem entspricht auch die Definition, die Rudolf Eberstadt giebt: „Als Spekulation im kaufmännischen Sinn definire ich die Geschäftsabsicht, die die gehandelte Sache weder zu eigenem Gebrauch noch zur gewerblichen Thätigkeit erwerben oder besitzen will, sondern lediglich zu dem Zweck, an der Preisänderung (sei es nach oben oder nach unten) einen Geldgewinn zu machen.“ Diese Definition dürfte der allgemeinen Ansicht entsprechen. Wenn nun diese eigentliche Bodenspekulation in Wirklichkeit eine der wesentlichsten Ursachen der Wohnungsnoth ist, müßten durch sie die Preise des städtischen Bodens zu einer Höhe getrieben werden, die sie ohne ihr Eingreifen nicht erreichen würden. In diesem Sinn sprechen auch Beck, Brandt, Widies übereinstimmend „von der preisvertheuernden Wirkung einer ungesunden Spekulation“; Beck sagt ausdrücklich: „Die Spekulation bewirkt eine weitere Vertheuerung des städtischen Grundeigentumes um den jeweiligen Gewinn eines jeden Besitzers.“

Nehmen wir nun als Beispiel einen anderen Fall. Der Gärtner wartet nicht ab, bis die Bebauung der Stadt an sein Besitztum heranrückt, sondern verkauft es schon vorher an einen Kapitalisten, der es nach einiger Zeit mit Gewinn an einen Bauunternehmer weiterverkauft; in dieser zweiten Transaktion ist zweifellos eine Bodenspekulation zu sehen. Ist nun aber für die Frage der Vertheuerung des städtischen Bauterrains zwischen beiden Fällen ein Unterschied? Doch wohl nicht; denn ob A. 100 000 oder A. und B. je 50 000 Mark verbient haben, ist für den letzten Erwerber völlig belanglos.

Ferner wird hervorgehoben, die eigentliche gewerbmäßige Spekulation halte bauriches Terrain in der Erwartung späterer größerer Gewinne von der Bebauung zurück. In diesem Sinn spricht J. Stäbgen von den Auswüchsen der Spekulation und nennt als solche „Beschränkung statt der Bedienung des Marktes, Hinderung der Bauhätigkeit statt ihrer Förderung, Vahmlegung des Wettbewerbes, Monopolbildung, Bodenwucher.“ Hat sich in Wirklichkeit eine solche Beschränkung und Zurückhaltung des Baulandes in nennenswerthem Maße gezeigt? Wenn irgendwo, so müßte sie wohl in Berlin sichtbar sein, denn nirgends ist der Werth des städtischen Bodens in solchem Maße gestiegen wie hier. Andreas Voigt berechnet nach den Angaben des Statistischen Amtes der Stadt Berlin diese Steigerung auf den Kopf der Bevölkerung von 63 Mark im Jahr 1830 auf 1176 Mark im Jahr 1898. Und doch wird man kaum behaupten können, daß in Berlin Mangel an verfügbarem Bauterrain je vorhanden war. Selbst Eberstadt, der die berliner Bodenspekulation schroff verurtheilt, sagt: „Dem Häuserbau stehen in Berlin die weitesten Flächen zu Gebot; von einem Mangel an Bauland ist hier nirgends die Rede.“ Und wie in Berlin, so ist es wohl in den meisten Großstädten. Es kommt vor, daß sich in der Bebauung hier und da Lücken zeigen, weil ein Besitzer für die Verwerthung seines Terrains höhere Preise abwarten will; aber in so großem Maßstabe, daß sie einen wesentlichen Einfluß auf die Preisbildung ausüben könnte, findet man solche Zurückhaltung kaum irgendwo. Man darf sich nicht dadurch täuschen lassen, daß in den äußersten Bezirken größerer Städte Straßen zu sehen sind, wo nur vereinzelte Häuser stehen. Hier ist in der Regel die Spekulation dem Baubedürfniß vorausgeeilt; das unbebaute Gelände wird nicht gewaltsam durch spekulative Besitzer der Bebauung entzogen, sondern da, wo gebaut wird, geschieht es, weil solche Besitzer

ihre in den Boden gesteckten Kapitalien zu früh nutzbar machen wollen. Allerdings kann dadurch auch der Preis der benachbarten Terrains über seine natürliche Werthentwicklung hinaus gesteigert werden; aber man darf nicht übersehen, daß eine so unnatürliche Werthsteigerung nicht von Dauer sein kann und thatsächlich nicht ist. In Voigts schon erwähnten Angaben über die Entwicklung des Berliner Bodenwerthes zeigt sich von 1830 bis 1875 eine andauernde Preissteigerung; am Stärksten ist sie in der letzten Epoche, von 513 Mark im Jahr 1865 auf 1538 Mark im Jahr 1875. Dann aber setzt ein Rückschlag ein bis auf 946 Mark im Jahr 1885. Diese Zahlen sind recht lehrreich, denn zwischen 1865 und 1875 liegen die Gründerjahre, wo, wie alle anderen Werthe, auch die Bodenwerthe künstlich und unnatürlich gesteigert wurden. Aber die Reaktion folgte schnell und es ist bekannt, wie viele Bodenspekulanten damals zu Grunde gerichtet wurden. An einer anderen Stelle berichtet Voigt, daß in dieser Zeit von etwa dreißig Terraingesellschaften in den berliner Vororten nur sieben den Zusammenbruch überstanden. Die Bodenspekulation ist eben nicht ein Gewerbe, in dem, wie man oft annimmt, nur Gewinne erzielt werden. Wenn er sich den wirthschaftlichen Gesetzen nicht beugt, wird der Bodenspekulant eben so schnell vernichtet wie der wahnwitzige Getreide- oder Kupferspekulant.

Mag sein, sagt man; von anderen Arten der Spekulation unterscheidet die städtische Bodenspekulation sich aber dadurch, daß der städtische Boden einen Monopolcharakter besitzt, da er nicht beliebig vermehrbar sei. Das ist aber nur zum Theil richtig. In großen Städten kann für gewisse wirthschaftliche Zwecke, deren Erfüllung eine bestimmte centrale Lage bedingt (Gärten, Kontor, Bureau) ein solches Monopol eintreten; und deshalb wächst dem Boden in solchen Lagen auch häufig ein unverhältnißmäßig hoher Werth zu. Das fällt aber für die Wohnfrage wenig ins Gewicht; für Wohnungszwecke ist der städtische Boden vermehrbar und wird stetig vermehrt durch Umwandlung von Acker in Bauland, durch Anlegung von Straßen und Schaffung billiger und schneller Verkehrsgelegenheiten. Von einem Monopol des städtischen Bodens kann aber auch deshalb nicht die Rede sein, weil die Annahme irrig ist, daß für die Ausdehnung der Bebauung erforderliche Terrain werde von wenigen kapitalkräftigen Spekulanten mit Beschlag belegt, die nun — wenn auch nicht durch ausdrückliche Vereinbarung, so doch thatsächlich — einen Ring zur Hochhaltung der Preise bilden. Das ist eine theoretische Annahme, die in Wirklichkeit wohl nie zutrifft. Auf den Werthzuwachs des Bodens spekuliren, außer den Leuten, deren Gewerbe die Terrainspekulation ist, viele Männer und Frauen, die nur einmal die Gelegenheit wahrnehmen wollen. Viele von ihnen beabsichtigen durchaus nicht, ihren Besitz lange zu behalten, sondern schlagen ihn gern auch mit kleinem Gewinn an jeden zahlungsfähigen Bauunternehmer los. Andere haben mit nur geringer Anzahlung, in der Hoffnung auf baldige Weiterveräußerung, gekauft und sind gar nicht in der Lage, lange die Zinslast der Hypotheken zu tragen. So kann es kommen, daß die Spekulation gerade das Gegentheil Dessen bewirkt, was ihr vorgeworfen wird, daß sie Terrain nicht der Bebauung entzieht, sondern ihr zuführt. An diesem Punkt darf auch die Bedeutung der Großspekulation — seien es private Unternehmer oder Gesellschaften — nicht unterschätzt werden. Ihre Thätigkeit beschränkt sich nicht auf den Erwerb des Terrains; große Kapi-

halten werden verwandt, um es durch Bodenregulirung, Straßenanlagen, Kanalisation u. s. w. für die Bebauung benutzbar zu machen. Und diese Vortheile fallen oft einem entfernten Gelände zu, das die Gemeinten auf eigene Kosten noch nicht in die Bebauungslinie hineingezogen hätten. Hier erfüllt die Bodenspekulation häufig die volkswirtschaftlich wichtige Funktion, einem steigenden Bedürfnis durch Vermehrung des Angebotes entgegen zu kommen.

Wenn man aber trotzdem von der schädlichen Wirkung der Bodenspekulation überzeugt ist, wird die Hauptfrage doch immer sein, ob Mittel zu ihrer Beseitigung zu finden sind und ob durch Anwendung dieser Mittel auch wirklich der Zweck erreicht wird, der Wohnungsnoth zu steuern. Gibt es solche Mittel nicht, dann haben alle Erdörterungen über Wesen und wirtschaftliche Bedeutung der Spekulation nur theoretischen Werth. Als wirkliche Mittel werden von den Gegnern der Bodenspekulation in erster Linie Steuern gefordert, die den unverdienten Werthzuwachs (unearned increment) des städtischen Bodens treffen und die Bodenpreise verbilligen sollen, und zwar Grund- und Gebäudesteuer nach dem gemeinen Werth statt der bisher üblichen Veranlagung nach dem Ertrage, Werthzuwachssteuer, Hauptstadtsteuer, erhöhte-Umsatzsteuer. Das sind auch die vom Bunde der Bodenreformer gestellten Steuerforderungen. Die Diskussion über ihre Anwendung ist namentlich in Fluß gekommen, seit in Preußen das Kommunalabgabengesetz vom vierzehnten Juli 1893 den Gemeinden die Möglichkeit und die Richtschnur gegeben hat, ihr Steuersystem nach dieser Richtung hin auszubauen.

Daß die Auflage von Steuern, die den steigenden Werth des städtischen Grundbesitzes zu treffen suchen, durchaus gerechtfertigt ist, muß man ohne Weiteres zugeben; und es wäre zu wünschen, daß die Gemeinden mehr, als es bisher geschehen ist, von der ihnen gegebenen Befugniß Gebrauch machen. Richtig ist eine solche Steuerpolitik, weil sie zur Hebung der städtischen Finanzen und besonders zur Entlastung der ärmeren Klassen von den oft hohen Kommunalzuschlägen zur Einkommensteuer und von sonstigen städtischen Abgaben beiträgt. Werden hierdurch die Gewinne der Bodenspekulation erheblich geschwächt, so ist dagegen vom Standpunkt der Allgemeinheit nichts einzuwenden. Denn es ist ein in die Augen fallendes Unrecht, wenn der Besitzer eines Baulotens im Werth von 50 oder gar 100 Mark für den Quadratmeter die selben niedrigen Grundsteuern entrichtet, als wenn es sich um Ackerland handelte. Treffend spricht in solchem Falle Gustav Cohn „von Vermögensgrößen oft von bedeutendem Werth, die in der harmlosen Gestalt eines Kartoffelackers ein idyllisches Dasein heucheln.“ Eine andere Frage ist aber, ob solche Steuern geeignet sind, die Bodenpreise niedrig zu halten. Diese Frage ist nicht so schnell zu beantworten, wie vielfach geglaubt wird. Schon seit Adam Smith gehört das Problem, wer die eigentlichen Träger bestimmter Steuern und Auflagen sind, zu den umstrittensten der Nationalökonomie. Und so ist auch die Frage noch nicht ausreichend beantwortet: Trägt der Besitzer des Baulotens die auf den Boden gelegten Steuern oder gelingt es ihm, sie im Verkaufspreise seines Grundstückes auf den Bauunternehmer und Hausbesitzer, und diesen, sie auf die Miether abzuwälzen? Wer, wie Eberstadt, meint, „daß die Bodenspekulanten und Vermiether heute stets im Stande sind, jede Belastung auf die Miether abzuwälzen“, kann Steuern nicht als ein zur Verbilligung der Bodenpreise geeignetes Mittel ansehen. Wer

aber, wie die Bodenbesitzreformer, bei den auf dem Grundbesitz lastenden Steuern im Gegensatz zu Steuern auf Waaren die Möglichkeit der Abwälzung bestreitet, kann daraus zunächst doch nur folgern, daß die Gewinne, die den Grundbesitzern aus den steigenden Bodenpreisen erwachsen, verringert werden; daraus folgt aber noch nicht ohne Weiteres eine Verbilligung der Bodenpreise. Dieses Problem kann nur die Praxis endgültig lösen. Noch scheint der Beweis nicht erbracht, daß irgendwo hohe Steuern niedrige Bodenpreise bewirkt haben.

Man weist auf Belgien; und Brandts erklärt die niedrigen belgischen Bodenpreise, die in Brüssel, Verviers, Lüttich kaum ein Drittel bis ein Fünftel des in ähnlich anwachsenden deutschen Städten gezahlten Betrages ausmachen, durch die hohen Kosten bei Grundstücksverkäufen, die auf acht bis dreizehn Prozent des Kaufpreises steigen. Er meint, daß die belgischen Steuern wie Prohibitivzölle wirken und den Grundbesitz nahezu extra commercium stellen. Dagegen ist zu sagen, daß die niedrigen Preise in Belgien sich viel leichter durch die Sitte des Wohnens in Einfamilienhäusern erklären lassen, die eine dem deutschen Brauch entsprechende Ausnützung des Bodens für Wohnzwecke nicht zuläßt. Auf ein Haus kommen in belgischen Städten 4,74 bis 10,62, in deutschen Städten (von 50 000 Einwohnern und darüber) 8,7—52,6 Bewohner. Auch ein Belgier, E. Verr Pees, der sich zu dieser Frage bei Gelegenheit des internationalen Wohnung-Kongresses in Düsseldorf äußerte, ist der Ansicht, daß die hohen Abgaben bei Verkäufen die Spekulation nicht gehindert haben; er sieht ein Hemmnis der Spekulation in der durch das System des Einfamilienhauses bedingten großen Ausdehnung der belgischen Städte. Durch noch höhere Steuern als die in Belgien bestehenden könnte allerdings wohl erreicht werden, daß der städtische Grundbesitz tatsächlich immobilisiert und extra commercium gestellt wird. Dadurch aber dürfte oft der Uebergang von Bauertain an Baulustige erschwert, nicht, wie man doch wünschen muß, erleichtert werden.

Die beste Anwendung soll das von den Bodenbesitzreformern und Anderen verlangte Steuersystem in dem deutschen Pachtgebiet Kiautschou gefunden haben, wo eine Umsatzsteuer von 2, eine Bauplatzsteuer von 6 und eine Werthzuwachssteuer von 33 $\frac{1}{2}$  Prozent erhoben wird. Es wird interessant sein, zu sehen, wie unter dem Einfluß dieses Steuersystems sich die Preisbildung des Bodens entwickelt. Schon heute aber muß betont werden, daß, was unter ganz anderen wirtschaftlichen Bedingungen in einem neuen Kolonialgebiet in Asien geschieht, für unsere Verhältnisse nicht vorbildlich sein kann. So hohe Steuern lassen sich in unser Wirtschaftssystem nicht einfügen, mag der soziale Sinn sie noch so eifrig ersehen; und als ein Mittel zur Verbilligung der Bodenpreise wären sie in unseren Verhältnissen gewiß nicht anzusehen.

Die zweite Kategorie der gegen die Bodenspekulation und zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse vorgeschlagenen Maßnahmen bezieht sich auf den Erlaß von Bauordnungen und baupolizeilichen Vorschriften. Auch hier giebt die Gesetzgebung den Gemeinden weitgehende Befugnisse; und mehr als bisher sollte durch strenge Vorschriften eine Bebauung, die allen hygienischen Anforderungen widerspricht, verhindert werden. Mit Recht wendet man sich namentlich gegen die übermäßige Ausnutzung der Bauparzellen, die durch die Tiefe der Bauten, durch Errichtung hoher Seiten- und Hinterhäuser den freien Raum der Grundstücke



auf ein Minimum verringert und die ärmere Bevölkerung in Massenquartiere zusammenpfercht, wo Luft und Licht seltene Gäste sind. Hier aber handelt es sich nicht nur darum, ob aus allgemeinen sozialen und hygienischen Rücksichten eine schärfere Bauordnung und baupolizeiliche Ueberwachung nothwendig ist, sondern um die Frage: In welchem Verhältniß steht die Boden Spekulation zu der durch eine mangelhafte Bauordnung zugelassenen übermäßigen Ausnutzung des Baugeländes? Wer die eigentliche Ursache des Uebels in der Spekulation sieht, muß annehmen, das Primäre sei eine durch die Spekulation bewirkte unnatürliche Höhe der Terrainpreise, die der Bauunternehmer nur durch übermäßige Ausnutzung des Bodens wieder einbringen kann. Den Irrthum solcher Annahme zeigt die Thatsache, daß der in unseren Großstädten typische Miethkasernencharakter durchaus nicht nur in den Bezirken mit den höchsten Bodenpreisen vorherrscht, sondern vielfach eben so in Außenbezirken und Vororten mit relativ niedrigen Preisen. In Berlin findet man Miethkasernen am Wedding und Gesundbrunnen, in Moabit und in der Friedrichstadt; die Durchschnittspreise für den Quadratmeter Bodenfläche in diesen Bezirken berechnet Voigt (für das Jahr 1895) für Wedding und Gesundbrunnen auf 14, für Moabit auf 64, für die Friedrichstadt dagegen auf 653 Mark. Also das selbe Wohnungssystem in den Gegenden höchster und niedrigster Bodenpreise. Ähnlich liegen die Verhältnisse in vielen größeren Provinzialstädten. Auch hier kann man in den äußeren Bezirken auf Gelände, das die Unternehmer mit 10 bis 20 Mark für den Quadratmeter erstanden haben, vielstöckige Wohnhäuser sehen, die den Gebäuden der inneren Stadt auf Boden, der oft den zehnfachen Werth hat, an Größe nichts nachgeben. Man wird nicht behaupten können, daß in größeren Städten Preise von 10 bis 20 Mark für den Quadratmeter so hoch sind, daß sie eine Bebauung durch Miethkasernen erfordern. Es bedarf eben nicht des Dazwischentretens der Spekulation; wenn nur, wie in den meisten Großstädten, eine genügende Nachfrage auch nach den elendesten Wohnungen vorhanden ist, werden sich immer Unternehmer finden, die auch den billigsten Boden so weit ausnutzen, wie nachgiebige Behörden ihnen gestatten.

In der modernen Wohnungsliteratur ist die Bezeichnung Miethkaserne vielfach zu einem Schlagwort geworden, das jedes Zusammenwohnen einer größeren Anzahl ärmerer Familien in Miethhäusern verurtheilen soll. Man muß aber bedenken, daß — zum Mindesten für deutsche Großstädte — das Einfamilienhaus selbst für wohlhabende Schichten der Bevölkerung eine utopische Forderung ist. Wer für die Arbeiterbevölkerung in unseren Großstädten solche Wohnung verlangt, verläßt die Basis des Möglichen und Realen, auf der allein volkswirtschaftliche Probleme erörtert werden sollten. Treffend sagt H. Abrecht: „Der Erwerb und die Unterhaltung eines eigenen Hauses setzt unter allen Umständen eine gewisse wirtschaftliche Selbstständigkeit und eine Höhe des Jahreseinkommens voraus, wie sie nur bei einer kleinen Anzahl der bestgelohnten Arbeiter zu finden ist.“ Gemeinnützige Gesellschaften haben mit dem Bau von Einfamilienhäusern vielfach schlechte Erfahrungen gemacht; es sei hier nur an eine der bekanntesten Gesellschaften, die Mühlhausener, erinnert, über deren Mißerfolge Perner berichtet hat. Und nicht viel besser scheinen nach Bücher die in Basel erzielten Resultate gewesen zu sein. Deshalb haben sich auch die Baugenossenschaften in

neuerer Zeit mehr und mehr dem Bau größerer Miethhäuser mit kleinen Wohnungen von 1 bis 3 Zimmern zugewandt und damit gute Resultate erzielt. Auch in solchen Häusern kann allen vernünftigen Anforderungen genügt werden; das Einfamilienhaus verliert an sich aber noch nicht ein gesundes Wohnen. Der Bodenpreis für einen Quadratmeter Wohnfläche stellt sich bei einem mehrstöckigen Haus niedriger als bei einem einstöckigen; auch die Baukosten für den Quadratmeter Wohnfläche verringern sich mit der steigenden Anzahl der Geschosse. Diese Verringerung der Baukosten fällt sehr ins Gewicht; nach Voigt betragen bei einfacher Bauausführung die Kosten für den Quadratmeter Wohnfläche: bei einem Geschos 70 bis 100, bei zwei Geschossen 51 bis 75, bei drei 47 bis 62, bei vier 41 bis 60, bei fünf 39 bis 58 Mark. Voigt kommt an einer anderen Stelle zu der Schlussfolgerung: „Die Wohnungsfrage ist eine Baukostenfrage“; und wenn auch in diesem Satz eine gewisse Ueberschätzung des Einflusses der Baukosten liegen mag, so muß man doch Voigt Recht geben, wenn er andeutet, daß von Vielen die Einwirkung der Bodenspekulation und der Bodenpreise gegenüber den anderen Faktoren allzu einseitig hervorgehoben wird.

Daß durch den Uelatz und die Handhabung strenger Bauordnungen in den Bezirken, wo sich der ärmere Theil der Bevölkerung zusammendrängt, ein Druck auf die Bodenpreise geübt werden kann, ist richtig; eine Vinderung der Wohnungsnoth aber wird auch damit noch nicht bewirkt. Im Gegentheil: durch die so sehr nöthige und heilsame Verhinderung übermäßiger Raumausnutzung und durch die Schließung ungesunder Quartiere wird das Angebot gerade an kleinen und billigen Wohnungen noch mehr verringert und die angebotenen werden verteuert. Das wird allgemein anerkannt; und deshalb haben auch Alle, die in den bisher besprochenen Maßnahmen wirksame Mittel zur Unterdrückung der Bodenspekulation und Verbilligung der Bodenpreise sehen, das Gefühl, daß damit nicht genug gethan ist, daß vielmehr eine umfassende positive Thätigkeit — namentlich der städtischen Verwaltungen — ergänzend eingreifen muß. Zwei Hauptforderungen werden gestellt; erstens: Förderung der gemeinnützigen Bauhätigkeit durch Beschaffung und Gewährung billiger Kredite; zweitens: eigener Grundbesitz auf Gemeindefkosten. Jede Unterstützung gemeinnütziger Bauhätigkeit ist mit Freude zu begrüßen. Es ist hierin bisher viel weniger geschehen, als möglich und wünschenswerth wäre; ich will nur an die großen, den Invaliditätsversicherungsanstalten und den Sparkassen zur Verfügung stehenden Kapitalien erinnern. Nur die zuerst genannten Anstalten haben, gemäß der ihnen durch das Invaliditätsversicherungsgesetz ertheilten Befugniß, große Summen zur Förderung des Kleinwohnungsbaues verwandt; bis zum Schluß des Jahres 1901 waren von ihnen Darlehen in Höhe von 81 870 072 Mark für diesen Zweck gegeben worden. Dagegen sind die bisherigen Leistungen der Sparkassen nach dieser Richtung nur geringfügig. Und gerade sie wären berufen, hier in erster Reihe mitzuwirken; denn zu ihren Aufgaben gehört auch, die von ihnen gesammelten Kapitalien im Wege der Kreditgewährung den Schichten der Bevölkerung nutzbar zu machen, von denen sie ihnen anvertraut worden sind. Dem Grundsatz, daß die Sparkassen einen großen Theil ihrer Bestände in leicht flüssig zu machenden Werthen bereithalten müssen, brauchte man nicht untreu zu werden. Wollten aber, zum Beispiel, die preussischen Sparkassen auch nur einen geringen

Theil ihrer Einlagen — am Ende des Jahres 1900 waren es bereits 5745 Millionen und 364 Millionen Reservefonds — dem gemeinnützigen Wohnungsbau in der Form von hypothekarischen Darlehen zuzuführen, so könnten Hunderte von Millionen diesem Zweck dienstbar gemacht werden. Daß eine solche Verwendung von Sparkasseneinlagen in großem Maß möglich ist, zeigt das Beispiel Belgiens, wo die Caisse générale d'Epargne et de Retraite bis zum ersten Januar 1902 mehr als 44 Millionen Francs zur Unterstützung des Kleinwohnungsbauens verwandt hat.

So wünschenswerth nun auch die Förderung gemeinnütziger Baugesellschaften und Genossenschaften ist: ihre Einwirkung auf die Wohnungsverhältnisse darf nicht überschätzt werden. Wenn auch, absolut genommen, ihre Leistungen umfangreich genug sind: im Verhältniß zu der hier zu bewältigenden Aufgabe sind sie unzulänglich und können, nach der ganzen Natur solcher freiwilligen Thätigkeit, nicht anders sein. H. Albrecht giebt eine Zusammenstellung, wonach im Deutschen Reich bis Ende 1899 von gemeinnützigen Gesellschaften, Vereinen, Stiftungen und Genossenschaften insgesammt errichtet worden sind 8478 Häuser mit 24 075 Wohnungen. Das ist eine Leistung, die, so anerkennenswerth sie auch an sich sein mag, dem hier in Frage kommenden Bedürfniß gegenüber doch nur die Bedeutung des auf einen heißen Stein fallenden Tropfens hat.

Die legendäre Wirksamkeit freiwilliger genossenschaftlicher Bauthätigkeit ist nicht so sehr in Dem zu suchen, was sie positiv in der Errichtung von Kleinwohnungen geleistet hat, wie in dem erziehenden Einfluß, den sie ausübt; erst sie führt großen Schichten der Bevölkerung den Werth und die Nothwendigkeit

in kann ihre Ver-  
anordnungen und  
nur da üben, wo  
ngschichten geweckt  
kerung die rheini-  
ohnungsverhältnisse  
uf zurückzuführen,  
höhere Ansprüche

herüber zuwinkeln vor die Augen. "Man" dieser Wirkung  
deutung nicht hoch genug veranschlagt werden. Die besten  
baupolizeilichen Vorschriften können eine heilsame Wirkung  
das Verständniß für ihre Nothwendigkeit in allen Bevölkerungs-  
ist. Daß trotz dem starken und raschen Anwachsen der Bevöl-  
schen und belgischen Industriestädte im Allgemeinen bessere W-  
aufzuweisen haben als der preussische Osten, ist nicht zuletzt daran  
daß die westliche Arbeiterbevölkerung längst dazu erzogen ist,  
an ihre Wohnungen zu stellen.

ch eigenen Grund-  
Agemeinheit — so  
e Gemeinden sind  
deutung entgegen-  
lassen; sei es, daß  
unter bestimmten  
bbaurechtes. Da-  
mpfung der Boden-  
welchem Umfang  
en Allgemeinbesitz  
erer Erörterungen  
ischem Grund und  
Boden speculation  
überhaupt erheben

Wichtiger aber ist die Forderung, daß die Kommunen den  
erwerb für Wohnungszwecke thätig eingreifen sollen. Nur die  
wird gesagt —, deren Vertreter in diesem Falle die städtischen  
sei in der Lage, durch eigenen Bodenerwerb der privaten Aus-  
zuzuwirken und die Basis für eine gedeihliche Entwicklung zu sein  
sie in eigener Regie Häuser bauen, sei es, daß sie den Boden  
Kantelen an Genossenschaften überlassen, etwa im Wege des Er-  
mit erscheint die Diskussion hinausgehoben über die bloße Bekämp-  
speculation und die Fragestellung hätte richtig zu lauten: In  
ist der Privatbesitz an städtischem Grund und Boden durch den  
zu ersetzen? Und so würden wir wieder an den Ausgangspunkt un-  
anzuknüpfen haben, an die gegen jeden Privatbesitz an städti-  
Boden gerichtete Kritik. Denn in der That sind alle gegen die  
gerichteten Vorwürfe nur solche, die sich gegen den Privatbesitz

lassen. Wie die Menschen und wie unsere ganze Wirthschaftsordnung nun einmal beschaffen sind, wird es das natürliche Bestreben eines Jeden bleiben, aus seinem eigenen Besitz den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, mag es sich nun um Getreide, um Kohlen oder um städtische Bauplätze handeln.

Wer auf dem Boden unserer heutigen Wirthschaftsordnung steht, wird aus den Uebeln, die mit dem privaten Bodenbesitz verknüpft sind, nicht die Konsequenz ziehen wollen, ihn prinzipiell zu Gunsten der Allgemeinheit zu beseitigen. Der eingeschränkten Forderung aber, daß rasch anwachsende städtische Gemeinwesen bei Zeiten Grund und Boden erwerben, um ihn als Bauland zu verwerthen, kann auch ein überzeugter Individualist beistimmen. Geschieht es in großem Stil und planmäßig, so können die Kommunen sicher einen wohlthätigen und wirksamen Einfluß auf die Wohnungsverhältnisse üben. Sie können nicht nur selbst für die ärmere Bevölkerung billiges Bauland zur Verfügung stellen, sondern auch durch Niedrighaltung der Preise ihres Terrains bis zu einem gewissen Grad regulirend auf den Werth des privaten Baulandes einwirken. Sie können schließlich dadurch, daß sie in eigener Regie Häuser für Kleinwohnungen herstellen oder daß sie bei der Ueberlassung ihres Terrains an Genossenschaften geeignete Herstellungen vorschreiben, auch auf den privaten Hausbau vorbildlich wirken. Diese Wünsche sind bisher nur vereinzelt und in den bescheidensten Grenzen erfüllt worden. In Deutschland haben einzelne Städte den Bau von Kleinwohnungen in eigener Regie versucht, so Freiburg i./B., Ulm, Straßburg i./E. Etwas mehr ist in England und Schottland geleistet worden. Der londoner Grafschaftsrath hat an drei Stellen umfangreiches Gelände zur Errichtung von Arbeiterwohnungen gekauft und in ähnlicher Weise sind Glasgow, Manchester und andere Städte vorgegangen. Daß es hier mannichfache und große Schwierigkeiten zu überwinden gilt, soll nicht bestritten werden. Daß aber diese Schwierigkeiten überwunden werden können, wenn nur alle zur Mitwirkung Berufenen den besten Willen dazu haben, kann mit gutem Grund gehofft werden. Man werde nicht ein, daß die Gemeinden vor eine ihre Kräfte übersteigende Aufgabe gestellt würden. Die Mittel sind leicht zu finden; aufblühenden Städten giebt man für Grunderwerb und Hausbau eben so gern Kredit wie für ihre anderen kommunalen Aufgaben. Auch wäre eine besondere Kreditorganisation wohl denkbar. Wie der preussische Staat durch Schaffung der Centralgenossenschaftskasse den Personalkredit der Genossenschaften wirksam unterstützt hat, ließe sich wohl auch durch ein Realkreditinstitut mit vom Staat zur Verfügung gestelltem Kapital eine Centralstelle schaffen, durch deren Vermittlung unter Ausgabe von Pfandbriefen die Gemeinden den zum Erwerb von Grundbesitz nöthigen Kredit sich verschaffen könnten. Auch ist nicht zu befürchten, daß die hierfür aufzuwendenden finanziellen Leistungen außer Verhältniß zu der Finanzkraft größerer Städte, deren jährliche Etats in Einnahme und Ausgabe viele Millionen betragen, stehen würden. Wenn, wie Stübgen annimmt, in den deutschen Städten im Durchschnitt ein Hektar Wohnraum für 250 Seelen giebt und wenn das Land zu einer Zeit erworben wird, wo es noch nicht den Preis von Bauland erreicht hat, so kann eine Gemeinde mit Aufwendung von einigen Hunderttausend Mark schon die Verfügung über den Wohnraum für Tausende ihrer ärmsten Bürger erlangen.

Daß die Kommunen ein großes Risiko übernehmen und in Zeiten eines

Rückganges finanziell in bedenkliche Lage kommen könnten, trifft bei jedem anderen städtischen Unternehmen eben so zu wie bei Bodenerwerb; in normalen Zeiten bietet jedenfalls der Grunderwerb und auch der Hausbau für Wohnzwecke den Gemeinden eine sicherere Aussicht auf Rentabilität als die meisten sonstigen kommunalen Unternehmungen. Und die Verwaltung städtischen Grund- und Hausbesitzes ist eine viel leichtere Aufgabe, als sie bei sonstigen wirtschaftlichen Unternehmungen Staat und Gemeinden schon heute zu bewältigen haben; man denke nur an den komplizirten Betrieb der Staatseisenbahnen, an städtische Straßenbahnen, an Licht- und Wasserwerke. Die Gemeinden hätten auch den Vortheil, daß sie sich in ihrem Bodenerwerb nach ihren Stadterweiterungs-, Bebauungs- und Verkehrsplänen richten könnten. Auch der letzte Einwurf, die private Thätigkeit würde gelähmt werden, ist nicht als zutreffend zu erachten. Nur da hat *la commune* einzutreten, wo die private gewerbliche Unternehmungslust verjagt hat. Das geschieht beim Kleinwohnungsbau leider sehr oft.

Sollen die Gemeinden ihre Aufgabe wirksam durchführen, so ist die Voraussetzung, daß das Enteignungsrecht zu Gunsten der Gemeinden auch auf den Erwerb von Boden für Wohnungszwecke ausgedehnt wird. Die Berechtigung dieser Forderungen ist nicht zu bestreiten und in neuerer Zeit sind sie auch in der Gesetzgebung mancher Staaten berücksichtigt worden. Da das Enteignungsrecht aus Gründen der öffentlichen Wohlfahrt sich längst eingebürgert hat, handelt es sich hier um keinen prinzipiell neuen Eingriff in die Sphäre der wirtschaftlichen Freiheit. Auch ist nicht zu befürchten, daß die Städte von einem solchen Recht einen willkürlichen und unnötigen Gebrauch machen würden. Abgesehen davon, daß die Einleitung des Enteignungsverfahrens von der staatlichen Genehmigung abhängig wäre, ist die Zusammenfügung der städtischen Körperschaften — wenigstens in Preußen — eine solche, daß eher anzunehmen ist, von dem Rechte der Enteignung privaten Grundeigenthumes werde zu selten, nicht zu oft Gebrauch gemacht werden.

Die Spekulation ist also nicht die Ursache der steigenden Bodenpreise in unseren Großstädten, sondern nur eine Begleiterscheinung dieser Werthentwicklung. Deshalb können auch alle zur Einschränkung der Bodenpekulation getroffenen Maßnahmen — so berechtigt sie auch aus anderen Gründen sein mögen — eine Besserung der großstädtischen Wohnungsverhältnisse nicht herbeiführen. Die gemeinnützige und freiwillige Thätigkeit von Genossenschaften ist wünschenswerth, kann aber ausreichende Hilfe nicht gewähren. Wo die Unzulänglichkeit der Wohnungsverhältnisse auf die Höhe der Bodenpreise zurückzuführen ist, kann nur dadurch geholfen werden, daß die Gemeinden selbst in großem Umfange Boden für Wohnungszwecke erwerben und verwerten. Die städtischen Verwaltungen sind in der Wohnungsfrage vor eine wichtige und dringende Aufgabe gestellt, vielleicht die wichtigste und dringendste, die ihnen unsere Zeit auferlegte. Es ist zu wünschen, daß sie die nächste Zukunft nicht unbenutzt verstreichen lassen. Freilich: eine alle materiellen und kulturellen Bedürfnisse befriedigende Lösung des Problems wird nicht leichter zu finden sein als die Quadratur des Kreises. Wir müssen uns auch hier eben mit dem Versuch bescheiden, dieses wichtige Problem in den Grenzen des Möglichen seiner Lösung näher zu bringen.



## Reichsbankspforgen.

Der sogenannte Centraiausſchuß der Reichsbank iſt ein Plänzchen, das im Verborgenen blüht. Dem großen Publikum wenigſtens iſt er unbekannt. Man liest zwar manchmal in der Zeitung, der Auſchuß ſei einberufen worden und der Reichsbankpräſident habe ihm Dies oder Jenes berichtet. Da aber dieſe hohe Inſtanz faſt nie eine Meinung äußert, die ins Land hinaus ſchallt, ſo intereſſieren ſich naturgemäß auch nur Wenige für den Daſeinzweck des Centrausſchuſſes. Dieſer Stand der Dinge hat ſich plötzlich geändert. Zwiſchen der Bankregulierung und ſeinen getreuen Rathgebern iſt es zu einer — wie es ſcheint, recht heftigen — Diſkuſſion gekommen. Der Grund? Ueber die Regulierung der Diskontrate gingen die Anſichten auseinander. Die Mitglieder des Auſchuſſes zeigten Neigung, den offiziellen Bankſaß um wenigſtens  $\frac{1}{2}$  Prozent herunterzuſetzen; der Präſident beſtand darauf, ihn auf der heutigen Höhe zu halten. Da der Auſchuß nur eine beratende Stimme hat, mußte Herr Dr. Koch in dieſem Streit ſiegen: der Diskonſaß blieb alſo 4 Prozent.

Die Thatſache aber, daß gerade dieſer Gegenſtand zu einer lebhaften Diſkuſſion führte, beleuchtet in recht lehrreicher Weiſe die augenblicklichen Wünſche und Pläne unſerer hohen Bankwelt, der ja die meiſten Centrausſchußmitglieder angehören. Sie ſind berufen, den Bankpräſidenten ſtets in intimer Fühlung mit der Praxis zu halten. In den meiſten Fällen ſtimmen die Herren wahrſcheinlich den ſachlichen Darſtellungen des Direktoriums ſchweigend zu. Warum thaten ſies dieſesmal nicht? Die Antwort iſt leicht zu finden: unſere Bankwelt hat jetzt ein ganz außerordentliches Intereſſe an billigem Geld. Ueberall rüſtet man ſich zu neuen Rentengeſchäften. Oeſterreich konvertirt, Preußen und das Reich werden nächſtens mit ihren Millionenanleihen an die Börfen kommen, die Türkei hat, nach langen, mit ihrem ewigen Hin und Her echt orientaliſcher Verhandlungen, das bringende Bedürfniß, ihre Anleihen zu uniſifizieren, und auf dem Balkan drängen ſich Rumänien und Serbien in ſchnem Wettreißen nach der Ehre, europäiſche Kapitaliſten mit neuen, bunt ausgeſtatteten Schuldtitres beglücken zu dürfen. Ganz hinten aber, einſtweilen noch von einem hohen Wall laubſüßlicher Dementis gedeckt, lauert das Ungeſtüm der neuen ruſſiſchen Anleihe. Zur Vorbereitung ſolcher Tranſaktionen brauchen die Banken natürlich vor allen Dingen billiges Geld. An der Börſe helfen ſie ein Bißchen nach. Beim Privatdiſkont freilich brauchen ſies nicht; er iſt ſchon lange ganz unverhältnißmäßig niedrig, weil die Geldgeber, nach den ſchlimmen Erfahrungen mit den vertrachten Banken, in der Auswahl der Privatdiſkonten ſehr vorſichtig ſind und ſich lieber mit einem um  $\frac{1}{2}$  Prozent geſchmäleren Zinſfuß begnügen, als daß ſie ihren Direktoren die ſchlafloſen Nächte vom Sommer 1901 noch einmal zumutheten. Daneben aber wird Geld auf tägliche Kündigung und für Ultimozwecke recht reichlich ausgeboten. Zum Theil dürften hier die ſchon zum Abmarſch nach ihren Beſtimmungsorten fertigen, eben erſt friſch aufgepumpten Gelder der verſchiedenſten Regierungen eine Rolle ſpielen. Die Wirkung des niedrigen Zinſſaßes wäre aber noch viel ſtärker,

wenn er auch offiziell anerkannt würde; deshalb wollte man den Reichsbankpräsidenten zu einer Diskontherabsetzung bewegen.

Der Bankpräsident kann aber auf das Privatinteresse der Ausschußmitglieder keine Rücksicht nehmen, — schon, um nicht von seinen erbitterten agrarischen Feinden bei einem zärtlichen Schäferstündchen mit der Hochfinanz in flagrant ertappt zu werden. Seines Amtes ist, den Rath der Herren zu hören, von ihrer Geschäftsklugheit zu profitieren, nicht aber, ihre Geschäfte zu besorgen. Heute, wo die Wechsel auf London und Paris schon einen Höhepunkt erreicht haben, der nur vom persönlichen Takt der Beteiligten abhängen läßt, ob sie bares Gold ins Ausland senden oder nicht, wäre es sträflicher Leichtsinns, den Bankfuß zu erniedrigen; um so größerer Leichtsinns, als der Status der Bank noch immer nicht normal ist, sondern eine nur in den Krisenjahren überstrophene Anspannung zeigt. Ueberhaupt vergißt man nur allzu leicht, daß die Reichsbank eigentlich erst in letzter Linie das deutsche Centalkreditinstitut ist; ihre wichtigste Pflicht ist vielmehr, den Geldumlauf im Inland zu reguliren und nach außen die Währung zu verteidigen. Dieses Programm vertrat im Reichstag bei der Beratung der letzten Bankgesetznovelle sehr energisch Herr Büling; und ihm stimmten zwei Männer zu, die inzwischen leider gestorben sind: Georg von Siemens und Bruno Schoenlank. Namentlich Schoenlank, dessen letzte sachkundige Meisterleistung die Rede gegen die agrarischen Verstaatlichungswünsche war, wies in treffenden Vergleichen auf die Geschichte der Preussischen Bank hin, die gerade in stürmischen Zeiten oft versagte, weil sie sich selbst zu sehr als Pumpstation für Monsieur Loutlemonde betrachtet hatte. Diese Erwägung muß denn auch den Kritiker unserer Diskontpolitik leiten; seine Hauptfrage darf nicht sein, ob wirklich einmal ein paar Kreditnehmer etwas höhere Zinsen bewilligen müssen. Die Mahnung zu voraussichtlicher Bankpolitik muß der Gerechtigkeit freilich an zwei Fronten ergehen lassen. Erstens an die Agrarier, die stets gegen den angeblich zu hohen Diskont und gegen die Ausschließung weiter Volkskreise vom Genuß des Reichsbankkredits zetern; zweitens aber auch an die Bankherren, die nur allzu gern ihren manchmal recht dunklen Zwecken die Reichsbank dienstbar machen möchten. Daß der Reichsbankpräsident ihren Werbungen — vielleicht, weil er den Zweck durchschaute — kein Gehör schenkte, ist als erfreuliches Zeichen zu begrüßen.

Um die Stellung, die im Rahmen des deutschen Wirtschaftslebens der Reichsbank gebührt, handelte sich im letzten Grund auch in einer anderen Erörterung. In einer manchmal von der Reichsbank erleuchteten Korrespondenz war darüber geklagt worden, daß die Notenbanken der kleineren Bundesstaaten im Wechselgeschäft die Reichsbank beträchtlich unterbieten. Diese Beschwerde erinnerte wieder einmal an die völlig veraltete Decentralisation des deutschen Notenbankwesens. Als man um die Mitte der siebziger Jahre die Preussische in die Reichsbank umzuwandeln unternahm, war man von vorn herein klar darüber, daß neben der einheitlichen Währung auch eine — wenn ich so sagen darf — einheitliche Notenwährung eingeführt werden müsse. Die Rücksicht auf den Particularismus verbot aber, die Notenbanken der kleinen Bundesstaaten einfach zu schließen. Die üblen Folgen der halben Maßregel zeigten sich bald. Ich will andere Mißstände heute nicht erwähnen; aber der Diskontfuß der kleineren Banken blieb oft recht wesentlich unter dem der Reichsbank, der dadurch natürlich die Kontrolle über die Schwankungen

des Geldmarktes erschwert wurde. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, wurde in die Novelle zum Bankgesetz die Bestimmung aufgenommen, daß keine Bundesstaatliche Bank unter dem Satz der Reichsbank diskontiren dürfe, sobald dieser Satz mindestens 4 Prozent sei; bleibt der Reichsbankdiskont unter 4, so dürfen die kleineren Banken beim Ankauf von Wechseln höchstens um  $\frac{1}{4}$  Prozent unter den jeweiligen Berliner Satz gehen. Die Banken, die zunächst durch diese Bestimmung so eingeschüchtert waren, daß zwei von ihnen den Notenbankbetrieb überhaupt einstellten, haben inzwischen einen etwas bedenklichen Ausweg gefunden. Sie diskontiren zwar Wechsel nicht unter dem Reichsbanksatz, beleihen sie aber wesentlich billiger; für Lombardgeschäfte schreibt das Gesetz nämlich die Bedingungen nicht vor. Ich brauche aber kaum zu erwähnen, daß alle an der Gesetzgebung beteiligten Faktoren unter Lombardgeschäften nur die als solche allgemein geltenden, die Beleihung von Waaren oder Wertpapieren, verstanden hatten.

Die Thatsache, daß die kleineren Notenbanken die weitwichtige Reichsbankpolitik stören und lähmen, läßt naturgemäß wieder die Frage auftauchen, ob man diesen überlebenden Zeugen einer wenigstens auf finanziellem Gebiet ruhmlosen Zeit nicht endlich den Sarg ausmachen solle. Ihre neue Taktik zeigt, daß es ihnen nur darauf ankommt, die Möglichkeit, durch die Ausgabe der Banknoten sich zinslose Betriebskapitalien zu verschaffen, ohne Rücksicht auf die Allgemeinheit für sich auszunützen. Die Leiter dieser Banken pochen darauf, daß noch in den letzten Reichstagsdebatten die Vertreter Bayerns und Sachsens sich vom Bundesrathstisch aus sehr liebevoll dieser Institute angenommen und deren wirtschaftliche Nothwendigkeit scharf betont haben. Den Glauben an solche Nothwendigkeit halte ich für einen leeren Wahn. Man jagt, diese Banken, die ohne Unbequemlichkeit über ihr eigentliches Kapital hinaus Kredit gewähren können, brächten ihrer nächsten Umgebung nicht zu unterschätzenden Nutzen. Das soll gar nicht bestritten werden. Wäre aber eine von ortskundigen Beamten geleitete Reichsbankfiliale nicht mindestens eben so nützlich? Wer durch Verleihung des Notenprivilegs ausgezeichnet wird, also das Recht hat, fiduziäres Geld auszugeben, Der muß schon für den Vortheil, den er daraus zieht, dem Staat gewisse Aequivalente bieten. Man sollte aber überhaupt mehr als bisher daran denken, daß die Notenausgabe ein Mittel ist, nach dem man nur, weil bessere fehlen, in der Noth greift. Die Ausgabe von Noten ist nur berechtigt, wenn sie nicht lüsterner Profitjucht dient, sondern eine nützliche Wirkung auf die gesammte Volkswirtschaft in Aussicht stellt. Die Privatnotenbanken haben besonders durch ihr Verhalten in der allerletzten Zeit bewiesen, daß sie sich der Verantwortung nicht bewußt sind, die das Recht zur Notenausgabe dem Privilegirten auferlegt. Trotz allen partikularistischen Bedenken sollte man deshalb nicht länger zögern, der Reichsbank das Monopol der Notenausgabe zu sichern.

Plutus.

